BIBLIOTECA
PA. OFICIAL

LAW LIBRARY

BOUND BY
THE
WORLD WIDE
PRINTING
CHICAGO, ILL.

Digitized by Google

Erzählungen

von

Iwan Turgénjew.

Erſter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Anal.

Erzählungen

von

Iwan Turgénjew.

Ivan (Sergeievitch) Turgenieff

Deutsch

von

Friedrich Bodenstedt.

Erster Band.

Autorisirte Ausgabe.

München.
Math. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung.
1864.

Digitized by Google

Slav 4354.3.785

1877, Nov. 13.
Lane Fund.
(Ier, II^er vol.)

Digitized by Google

Vorwort.

Der Verfaſſer der hier mitgetheilten Erzählungen, Iwan Turgénjew*), wurde geboren zu Orel, im Herzen des europäiſchen Rußlands, am 9. November (28. Oktober a. St.) 1818, als der Sohn eines in den Gouvernements Orel und Tula begüterten Edelmanns. Seine gelehrte Vorbildung erhielt er durch Hauslehrer und den größten Theil ſeiner Jugend brachte er auf dem Lande zu, wo an den geſegneten, anmuthigen, wald- und kornreichen Ufern der Oka, Sosna, Desna und des Don ſchon früh jene innige Liebe zur Natur, jene feine Auffaſſung ihrer Schönheiten und jenes ahnungsvolle Eindringen in ihre Geheimniſſe in ihm geweckt wurden, welche ſeinen Schilderungen einen ſo eigenthümlichen Zauber ver-

*) Der Name iſt hier genau ſo geſchrieben wie er ausgeſprochen wird. Man findet ihn ſonſt auch wohl geſchrieben Turghenew oder Turgenew, und im Franzöſiſchen Tourguéneff.

Digitized by Google

leihen. Zugleich bot ihm der lange Landaufenthalt die beste Gelegenheit, das Leben des Volks, seine Sitten, Lieder und Sagen, seine Leiden und Freuden, Wünsche und Hoffnungen genau kennen zu lernen, sowie seine seltene Beobachtungsgabe an den Wunderlichkeiten der kleinen Landedelleute seiner Heimat zu üben, aus deren Kreisen er uns so viele, bald ergötzliche, bald abschreckende, aber immer lebenswahre und künstlerisch vollendete Bilder vorgeführt hat.

Nachdem er einen tüchtigen Grund in den klassischen Sprachen gelegt, und auch mit den neueren Sprachen und Literaturen — besonders mit der deutschen und der französischen — sich vertraut gemacht hatte, besuchte er erst die Universitäten von Moskau und Petersburg, und ging dann zu längerem Aufenthalt nach Berlin, wo er mit großem Eifer Philosophie studirte, obgleich ihm — wie er mir später selbst gestand — gerade dieses Studium auf die Dauer am wenigsten innerliche Befriedigung gewährte. Mehr als von Hegel und seinen Aposteln, fühlte er sich angezogen von unsern großen Dichtern, besonders von Göthe, der unter den Deutschen sein Liebling war und blieb, wie Shakespeare unter den Engländern. Die französische Poesie muthete ihn wenig an; dagegen verfolgte er mit regster Theilnahme die poetischen Entfaltungen seines Heimatlandes, wo damals, seit dem Tode

Digitized by Google

Puschkin's, Lermontoff den jüngeren Dichtern voranstrahlte.

Unter solchen Einflüssen und Anregungen entstanden Turgénjew's eigene poetische Erstlinge: „Parascha" (1843) und „das Gespräch" (1845), zwei Gedichte, in welchen sich ein bedeutendes Talent offenbart, das die ihm entsprechendste Form des Ausdrucks noch nicht gefunden hat.

Einen durchschlagenderen Erfolg hatten seine in Prosa geschriebenen Skizzen und Erzählungen, welche zunächst einzeln in russischen Journalen gedruckt wurden. Im Sowremennik erschien die lange Reihe seiner „Aufzeichnungen eines Jägers", die er i. J. 1852 zum Erstenmal gesammelt herausgab, nachdem er durch sie schon einer der gefeiertsten Schriftsteller seines Landes geworden war. Das vortreffliche Werk wurde, ganz oder theilweise, bald in's Deutsche,*) Französische, Englische und Ungarische übersetzt und verbreitete so den Ruf des Verfassers auch im Auslande. Eines der vorzüglichsten Stücke daraus, welches meine Vorgänger unübersetzt gelassen haben, ist unter der Ueberschrift „Ein Ausflug in die Waldregion" in die vorliegende Sammlung aufgenommen.

Das ungeheuere Aufsehen, welches Turgénjew's

*) Von Viedert und Boltz, unter dem Titel: Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers. 2. Bde.

Erzählungen machten, die viele wunde Flecke der damaligen ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Zuſtände in Rußland empfindlich berührten, wurde in den höheren Regionen ſehr mißliebig bemerkt, und zog dem Dichter eine zweijährige — übrigens, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, ſehr wenig beſchwerliche — Verbannung zu. Den Vorwand dazu mußte — nachdem ſeine Erzählungen doch einmal von der Cenſur zugelaſſen und in Aller Händen waren, ſo daß die dadurch erzeugte Wirkung ſich nicht mehr rückgängig machen und eine nachträgliche Strafe ſich rechtlich nicht wohl motiviren ließ — den Vorwand mußte ein Aufſatz liefern, welchen Turgénjew auf den Tod des berühmten kleinruſſiſchen Dichters Gogol geſchrieben hatte, über deſſen Lebensabend ein noch immer nicht befriedigend gelüfteter Schleier ſchwebt.

Die Verbannung Turgénjew's würde wahrſcheinlich weit länger gewährt haben, wenn es nicht der eifrigen Verwendung des dem Dichter ſehr wohlgeſinnten Großfürſten Thronfolgers — des jetzt regierenden Kaiſers Majeſtät — gelungen wäre, ihr nach zwei Jahren ein Ende zu machen.

Die Jagdſkizzen wurden größtentheils während der Jahre 1847—1849 in Paris geſchrieben, zu einer Zeit, wo der Verfaſſer in Folge — hier nicht näher zu erörternder — trüber Erfahrungen und Gemüths-

ſtimmungen, die auch einen leiſen Schatten der Wehmuth über ſeine Skizzen werfen, mit dem Gedanken umging, ſich ganz im Auslande niederzulaſſen. Doch trug die tiefwurzelnde Liebe zur Heimat den Sieg davon und erſt nach längerem Aufenthalte in Rußland kam er wieder nach Paris. Seit einigen Jahren pflegt er ſeinen Aufenthalt zwiſchen Rußland und Deutſchland zu theilen, und zwar ſo, daß der größere Theil auf Deutſchland kommt, wo ſeine letzten Erzählungen entſtanden ſind.

Die Kunſt der Darſtellung, welche durch die einfachſten Mittel zu wirken weiß und uns in wenigen lebensvollen Zügen fremde Menſchen und Zuſtände bis zur Greifbarkeit veranſchaulicht; die Schärfe der Charakterzeichnung, die jede einzelne Figur aus dem Kern ihres Weſens heraus unvergeßlich dem Gedächtniß einprägt; die edle Einfachheit der aller Phraſe abholden Sprache; die rückſichtsloſe Wahrheitsliebe und der dem tiefſten Gefühl entſpringende feine Humor — kurz, alle Vorzüge welche Turgénjew's Jagd-Skizzen auszeichnen, finden ſich in den folgenden Erzählungen in wo möglich noch höherem Grade wieder, ſo daß er unter den beſten Novelliſten der Gegenwart (nicht blos in Rußland) einen hervorragenden Platz einnimmt. In künſtleriſcher Beziehung wird er von Wenigen erreicht, von Keinem über-

troffen. Mit feinem Stilgefühl weiß er für jede ſeiner Erzählungen den richtigen Ton zu treffen und einen paſſenden Rahmen zu finden. Eben dieſe künſtleriſchen Vorzüge ſeiner Schriften veranlaßten mich, nach und nach eine Auswahl davon in's Deutſche zu übertragen. Ich war mir dabei wohl bewußt, wie außerordentlich ſchwer es iſt, die nationalen Eigenthümlichkeiten des Originals auch nur annähernd wiederzugeben; doch befand ich mich in der günſtigen Lage, dem von Jugend auf mit der deutſchen Sprache innigſt vertrauten und ſeit längerer Zeit wieder in Deutſchland lebenden Verfaſſer meine Ueberſetzungen mittheilen zu können, und da ſie dieſem nichts zu wünſchen übrig ließen, ſo darf ich hoffen, daß ſie auch den Beifall meiner deutſchen Leſer finden werden.

Der nächſtfolgende Band wird mit dem neueſten Erzeugniſſe Turgénjew's, „Erſcheinungen", beginnen.

F. B.

Inhalt.

Seite

1. Faust. Novelle in neun Briefen 1
2. Ein Ausflug in die Waldregion 95
3. Das Wirthshaus an der Heerstraße 141
4. Mumu 259

Digitized by Google

Faust.

Novelle in neun Briefen.

„Entbehren ſollſt du! ſollſt entbehren!
Das iſt der ewige Geſang,
Der Jedem an die Ohren klingt,
Den, unſer ganzes Leben lang,
Uns heiſer jede Stunde ſingt."

Digitized by Google

Erſter Brief.

(Paul Alexandritſch B.... an Simon Nikolaitſch W....)

Dorf M..., 6. Juni 1850.

Vor vier Tagen hier angekommen, liebſter Freund, erfülle ich heute mein Verſprechen, dir zu ſchreiben. Seit dem Morgen rieſelt ein feiner Regen herab, der mich in's Zimmer bannt; und außerdem verlangt mich ſehr danach, ein wenig mit dir zu plaudern. Da ſitze ich nun wieder in meinem alten Neſte, welches ich — ach, es iſt traurig zu ſagen — volle neun Jahre nicht geſehen. Was iſt in dieſen neun Jahren nicht alles vorgegangen! Ich ſelbſt, wenn ich's ſo recht bedenke, komme mir wie ein ganz anderer Menſch vor. Ich bin in der That wie umgewandelt. Du erinnerſt dich wohl des kleinen, dunkeln Spiegels in unſerm Gaſtzimmer, der noch von meiner Urgroß-

mutter herſtammt und an den Ecken mit ſo wunderlichen Schnörkeln verziert iſt — pflegteſt immer Betrachtungen anzuſtellen, was er vor und ſeit hundert Jahren geſehen haben müſſe. Ich warf gleich nach meiner Ankunft einen Blick hinein, und erſchrak über mich ſelbſt. Noch nie war es mir ſo jäh und lebhaft vor Augen getreten, wie ich gealtert bin und mich in der letzten Zeit verändert habe. Uebrigens nicht ich allein bin älter geworden: mein ſchon lange baufälliges Häuschen droht vollends aus den Fugen zu gehen, und zeigt nach allen Seiten eine bedenkliche Neigung zur Erde. Meine wackere Waſſilewna, die Haushälterin, (du haſt ſie gewiß nicht vergeſſen, da dir ihre eingemachten Früchte immer vortrefflich mundeten) iſt ganz dürr und krumm geworden, ganz zuſammengeſchrumpft. Sie konnte vor Freude des Wiederſehns weder aufſchreien noch weinen, ſondern keuchte und hüſtelte nur, ſank erſchöpft auf einen Stuhl nieder, und ſtreckte zitternd die welken Arme aus.

Der alte Terenti hält ſich zwar noch ſtramm und rüſtig aufrecht, wie früher, und ſetzt beim Gehen die Füße auswärts, trägt auch noch die gelben Nankinghoſen und die knarrenden bocksledernen Schuhe mit

hohem Beſatz und Schleifen, die er ſo oft mit Rührung anſah. Aber großer Gott, wie ſchlottern jetzt die Hoſen um ſeine magern Beine! wie bleich iſt ſein Haar geworden und wie eingeſchrumpft iſt das Geſicht! Als er mit mir zu ſprechen anfing, als ich ihn im Nebenzimmer Befehle ertheilen hörte, war es mir ſo komiſch, und doch dauerte er mich. Er hat alle ſeine Zähne verloren und kann kein Wort ohne Pfeifen und Ziſchen hervorbringen.

Dahingegen hat ſich der Garten merkwürdig verſchönert. Du erinnerſt dich der Akazien, des Flieders, des Geisblatts, aller Bäumchen, die wir Beide hier pflanzten — ſie ſind zu prächtigen Bäumen herangewachſen. Die Birken und die Ahornbäume, alles iſt mächtig in die Höhe und Breite gegangen; beſonders die Lindenallee iſt wundervoll. Ich habe eine Vorliebe für dieſe Allee, für ihr ſanftes und friſches Grün, für den feinen Duft, welchen ſie verbreitet, für das Lichtgewebe, das ſich durch die buſchigten Zweige über den dunkeln Boden hinzieht — Sand, wie du weißt, giebt es hier nicht. Meine junge Lieblingseiche iſt ein Baum von bedeutendem Umfang geworden. Geſtern brachte ich ganze Stunden unter ihrem Schatten

zu. Mir war ſo wohlig. Ringsum üppiger Raſen; über alles breitete ſich ein goldenes Licht, es drang ſogar in den Schatten; und was die Vögel ſangen! Du haſt hoffentlich nicht vergeſſen, daß die Vögel meine Leidenſchaft ſind. Die Tauben girrten, die Goldammer pfiff; der Finke ließ jeden Augenblick ſein luſtiges Lied wieder vernehmen, die eiferſüchtigen Grasmücken wollten auch nicht ſtumm bleiben; von fern ertönte noch die klagende Weiſe des Kuckuks und der ungeſtüme Schrei des Grünſpechts. Ich lauſchte, in ſüße Träumerei verſunken, dieſen harmoniſchen Tönen, und wurde nicht müde ſie zu hören. Auch iſt nicht blos im Garten alles emporgewachſen; auf jedem Schritt begegne ich rüſtigen Burſchen, in welchen ich die kleinen Jungen von ehedem nicht wieder erkenne. Aus deinem Liebling Hänschen iſt ein mächtiger Hans geworden. Du warſt damals beſorgt um ſeine Geſundheit und prophezeiteſt ihm die Schwindſucht; wenn du jetzt auf ſeine gewaltigen rothen Hände blickteſt, die aus den engen Aermeln ſeines Rockes hervorſtrotzen, wie würdeſt du erſtaunen über die kräftigen Muskeln! Er hat einen Nacken wie ein Stier, und ſein Kopf iſt bekränzt mit krauſem blondem Haar —

kurz, ein wahrer Herkules Farneſe. Uebrigens fand ich ſein Geſicht weniger verändert, als die andern, nicht einmal viel voller iſt es geworden, und das heitere, wie du zu ſagen pflegteſt, gähnende Lächeln iſt noch ganz daſſelbe. Ich habe den Burſchen zu meinem Kammerdiener gemacht; den ich in Petersburg hatte, ließ ich in Moskau zurück. Der hatte es zu ſehr darauf abgeſehen, mich zu beſchämen und mir ſeine Ueberlegenheit in reſidenzlichen Manieren fühlbar zu machen. Von meinen Jagdhunden fand ich keinen einzigen wieder. Nefka allein hat die andern überlebt, doch erharrte auch er nicht meine Rückkehr, wie Argos die des Odyſſeus. Es war ſeinem erlöſchenden Blicke nicht vergönnt, den einſtigen Herrn und Jagdgenoſſen wiederzuſehen. Schafka aber iſt geſund, bellt noch immer heiſer, hat noch immer ein zerriſſenes Ohr und Kletten im Schweife, wie's in der Ordnung iſt.

Ich habe mich in deinem ehemaligen Zimmer eingerichtet. Es iſt allerdings ſehr der Sonne ausgeſetzt und wimmelt von Fliegen; aber man ſpürt hier weniger als in den andern Zimmern den Geruch des alten Hauſes. Seltſam! dieſer ſcharfe, ſäuerliche,

moderige Geruch wirkt mächtig auf meine Phantaſie: nicht gerade unangenehm, im Gegentheil — aber er ſtimmt mich trüb und endlich melancholiſch. Eben ſo wie du, liebe auch ich die alten bauchigen Kommoden mit Meſſingplättchen, die weißen Seſſel mit ovalen Lehnen und geſchweiften Füßen, die fliegenbeſetzten Kryſtalllüſtres, kurzum jedes altväteriſche Möbel; aber beſtändig dergleichen anzuſehen vermag ich nicht; es verſetzt mich in einen Zuſtand beunruhigender Langweile. Das Zimmer, welches ich bewohne, iſt ganz einfach meublirt. Doch habe ich in der Ecke einen ſchmalen, langen Schrank ſtehen laſſen, mit Fächern, worauf ſtaubbedecktes grünes und blaues Glasgeſchirr, und an die Wand ließ ich jenes weibliche Bildniß in ſchwarzem Rahmen hängen — weißt du noch? — welches du ein Portrait der Manon Lescaut nannteſt. In den neun Jahren iſt die Farbe dieſer jungen Frau etwas trüb geworden, indeß ihren Augen der ſanfte, ſinnige Ausdruck, wie ihren Lippen das leiſe melancholiſche Lächeln geblieben iſt, und ihrer zarten Hand entfällt noch die halb zerflückte Roſe. Sehr amüſiren mich die Rouleaux an meinen Fenſtern; ſie waren einſt grün, jetzt ſind ſie von der Sonne vergilbt. Die

ſchwarzen Zeichnungen, womit ſie irgend ein erfindungsreicher Künſtler ausgeſchmückt hat, ſtellen einige Hauptſcenen aus dem Einſiedler von d'Arlincourt vor: eine Entführungs- und Mordſcene, alle mögliche Schrecken — und dabei ringsumher dieſer tiefe, ununterbrochene Frieden, dieſer ſanfte Abglanz, der von den Rouleaux ſelbſt auf die Decke fällt!

Seit meiner Ankunft hier erfreue ich mich einer vollſtändigen Seelenruhe. Ich habe keine Luſt etwas zu thun, noch Jemand zu ſehen; zu träumen habe ich von nichts, zum Denken bin ich zu träg, nur zum Sinnen nicht. Denken und Sinnen, wie du ſelbſt recht gut weißt, ſind zwei verſchiedene Dinge.

Zuerſt waren die Erinnerungen der Kindheit über mich gekommen. Bei jedem Schritt, den ich auf der heimathlichen Erde that, bei jedem Gegenſtand, den ich erblickte, ſtiegen ſie in vollkommener Klarheit bis auf die geringfügigſten Einzelheiten vor meiner Seele auf; dann wechſelten dieſe Erinnerungen mit andern, dann .... dann wandte ich mich leiſe ab von dem Vergangenen, und mir blieb nur eine Art angenehmer Abſpannung, eine einſchläfernde Schwere auf dem Her-

zen zurück. Denke dir, als ich so neulich auf dem Damm unter einem Baume saß, fing ich mit einem Mal zu weinen an und würde trotz meiner vorgerückten Jahre noch lange geweint haben, hätte ich nicht eine alte Bäuerin bemerkt, welche mich neugierig betrachtete und dann, ohne das Gesicht zu mir zu wenden, sich tief bückend vorbeiging. Mir ist dieser Gemüthszustand, die Thränen abgerechnet, sehr angenehm, und gern möchte ich ihn bis zum Zeitpunkt meiner Abreise d. h. bis zum September bewahren. Ich würde sehr übler Laune sein, wenn einer meiner Nachbarn mich aufsuchte; doch glaube ich, daß ich dieß nicht zu befürchten habe, da meine nächsten Nachbarn immer noch weit genug von mir hausen. Du verstehst mich, davon bin ich überzeugt; du weißt aus eigner Erfahrung, wie wohlthätig oft die Einsamkeit ist .... Ich bedarf ihrer jetzt nur zu sehr nach all meinen Wanderungen.

Ueberdies kann ich mich nicht langweilen. Ich habe Bücher mitgebracht, und hier ist auch eine ansehnliche Bibliothek. Als ich gestern die staubigen Bücherschränke durchstöberte, fand ich mehrere interessante Werke, denen ich früher keine Aufmerksamkeit geschenkt;

unter andern eine handschriftliche Uebersetzung von Voltaire's Candide aus den siebziger Jahren; dann Journale aus derselben Zeit: „Le caméléon triomphant (Mirabeau); le Paysan perverti etc.“ Es fielen mir Kinderschriften in die Hand: sie hatten theils mir selbst, theils meinem Vater, meiner Großmutter, und — denke nur — sogar meiner Urgroßmutter gehört. Auf einer ganz alten französischen Grammatik in buntem Einband steht mit großen Buchstaben: Ce livre appartient à Mlle. Eudoxie de Lavrine, und darunter die Jahreszahl 1741. Dann sah ich Bücher, die ich einst aus dem Auslande mitgebracht habe, darunter Goethe's Faust. Dir ist vielleicht unbekannt, daß es eine Zeit gab, wo ich den Faust (natürlich den ersten Theil) Wort für Wort auswendig wußte, und mich daran nicht satt lesen konnte. Doch andere Zeiten, anderer Geschmack. In den letzten neun Jahren habe ich Goethe kaum wieder zur Hand genommen. Mit welchem unaussprechlichen Gefühl erblickte ich gestern das kleine, mir nur zu wohlbekannte Büchlein (die schlechte Ausgabe von 1828)! Ich steckte es zu mir, legte mich in's Bett und fing zu lesen an. Wie ergriffen war ich von der prächti-

gen ersten Scene! Die Erscheinung des Erdgeistes, seine Worte, die dir wohl erinnerlich sind:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,"

erregten in mir einen längst nicht mehr empfundenen Schauer der Begeisterung. Diese Lectüre erinnerte mich auf einmal an Berlin und mein Studentenleben, an Fräulein Clara Stich, das allerliebste Gretchen, an Seydelmann als Mephistopheles und an die Musik von Radziwill, und an was alles noch! . . . . . Ich konnte lange nicht einschlafen. Meine Jugend stieg vor mir auf, wie eine magische Erscheinung, ein neues Feuer durchglühte meine Adern, erweiterte mein Herz; etwas griff in dessen Saiten, und Wünsche brausten auf . . . . .

Da hast du die Träumereien, welchen sich dein alter, bald vierzigjähriger Freund in seiner Einsamkeit hingegeben. Wie, wenn Jemand mich in dieser Gemüthsverfassung belauscht hätte! Doch warum soll ich mich ihrer schämen? Nein, diese Art verschämter Furcht ist nur der Jugend eigen, und ich merke, daß ich alt werde. Weißt du, woran ich es merke? Ich suche jetzt vor mir selber die angenehmen Empfindungen

zu vergrößern, und die traurigen zu unterdrücken. In meiner Jugend verfuhr ich umgekehrt. Da gefiel ich mir in meiner Trauer, bewahrte ſie wie einen Schatz und machte mir aus einer frohen Wallung faſt ein Gewiſſen.

Indeß trotz all meiner Lebenserfahrung ſcheint mir doch, Freund Horatio, es gebe noch etwas in der Welt, was ich nicht erfahren, und dieſes Etwas möchte leicht das Wichtigſte ſein.

Doch wo bin ich hingerathen! Lebe wohl. Ein ander Mal mehr. Was treibſt du in Petersburg? A propos, mein Koch Sawéli läßt dich grüßen. Er iſt auch gealtert und ein wenig dick und ſchwerfällig geworden, was ihn übrigens nicht hindert, mir noch gute Hühnerſuppen mit Zwiebeln zu bereiten, wie auch Käſekuchen mit zierlichen Rändern und ſaure Suppen mit Gurken, das beliebte Steppengericht, wovon du einmal einen Pelz auf die Zunge bekamſt, den du vierundzwanzig Stunden nicht los wurdeſt. Nur ſeine Braten ſind ſtets wie trockener Pappendeckel. Jetzt aber lebe wohl.

Dein P. B.

Zweiter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

M . . . ., 12. Juni 1850.

Ich habe Dir, theurer Freund, eine wichtige Neuigkeit mitzutheilen. Hör' an. Geſtern vor Tiſch bekam ich Luſt ſpazieren zu gehen, und zwar nicht im Garten, ſondern auf der Straße, die nach der Stadt führt. Ich wandere gern mit raſchen Schritten, planlos auf einem Wege, der ſich weit vor mir ausdehnt. Es iſt Einem dabei, als habe man ein Geſchäft und eile irgend wohin. Plötzlich ſehe ich eine Kaleſche mir entgegenfahren. Doch nicht zu mir? denke ich mit geheimem Schrecken . . . . Aber nein: in der Kaleſche ſaß ein mir unbekannter, ſchnurrbärtiger Herr. Ich beruhigte mich. Allein wie der Unbekannte mir nahe kommt, heißt er auf einmal ſeinen Kutſcher halten, nimmt höflich ſeine Mütze ab, und fragt mich noch höflicher, ob er nicht die Ehre habe mit Herrn P. B. zu ſprechen. Ich erwiedere mit dem Muth eines Angeklagten auf der Verbrecherbank: „Der bin ich.“ Dabei glotz' ich den Herrn mit dem Schnurrbart an und denke: Gott, den muß ich wo geſehen haben.

— Sie erkennen mich nicht? — ruft er, inzwiſchen aus dem Wagen ſteigend.

— Nein, mein Heer.

— Und ich habe Sie gleich erkannt.

Nun kam's heraus: es war Priemkoff, weißt du, unſer alter Studiengenoſſe. Ei! denkſt du in dieſem Augenblick — was iſt denn das für eine wichtige Nachricht! Priemkoff war, ſo viel ich mich erinnere, ein ziemlich hohler Burſch, weder bösartig noch dumm. Zugegeben, theurer Freund, aber höre weiter.

— Ich war ſehr erfreut zu hören, ſagte er, daß Sie Ihr Gut wieder bezogen haben; denn ich wohne in Ihrer Nachbarſchaft. Und ich bin es nicht allein, der ſich darüber freut.

— Erlauben Sie mir die Frage, wer noch die Liebenswürdigkeit hat ſich zu . . . .

— Meine Frau!

— Ihre Frau?

— Ja, ſie iſt eine alte Bekannte von Ihnen.

— Darf ich Sie bitten, mir zu erklären . . .

— Ich habe Fräulein Wera Elzoff geheirathet.

— Wera Elzoff? rief ich unwillkürlich aus.

Das, lieber Freund, das eben iſt die wichtige Neuig-

keit, die ich gemeint habe. Aber damit du auch begreifſt, warum, muß ich dir eine Epiſode aus meiner Vergangenheit, aus früher Vergangenheit, mittheilen.

Als ich im Jahre 1836 mit dir die Univerſität verließ, war ich drei und zwanzig Jahre alt. . . . Du trateſt in den Staatsdienſt, ich entſchloß mich, wie du weißt, nach Berlin zu reiſen. Allein da ich vor dem Oktober in Berlin nichts zu thun hatte, ſo wollte ich den Sommer in Rußland auf dem Lande zubringen, zum letzten Mal die Freude eines ſüßen Müßiggangs auskoſten, um dann ernſtlich an die Arbeit zu gehen. Wie weit dieſes letztere Vorhaben zur Ausführung kam, davon reden wir jetzt nicht. Aber wo den Sommer zubringen? fragte ich mich. Auf meine Güter mich zu begeben, hatte ich keine Luſt. Mein Vater war kürzlich geſtorben, an nahen Verwandten fehlte es mir; ich fürchtete die Einſamkeit, die Langeweile. In dieſer Verlegenheit nahm ich mit Freuden die Einladung eines Vetters auf ſein im Gouvernement Twer befindliches Gut an. Er war ein vermögender, braver Mann, lebte als großer Herr und bewohnte ein prächtiges Haus. Ich zog zu ihm. Er hatte eine zahlreiche Familie, zwei Söhne und fünf

Töchter; außerdem war ſeine gaſtfreie Wohnung ſtets von Fremden überfüllt. Gäſte kamen unaufhörlich — uud doch hatte man kein Vergnügen. Die Tage gingen geräuſchvoll hin; es war unmöglich einen Augenblick allein zu ſein. Alles wurde gemeinſchaftlich vorgenommen, Alle ſannen auf irgend ein Mittel ſich zu zerſtreuen, und Alle waren des Abends ſchrecklich übermüdet. Dieſe Art von Leben hatte etwas Abgeſchmacktes. Ich nahm mir vor fortzugehen, und wollte nur noch den Namenstag meines Vetters abwarten. Allein juſt an dieſem Namensfeſte ſah ich Wera Elzoff und — ich blieb.

Wera war damals ſechzehn Jahre alt. Sie lebte allein mit ihrer Mutter auf einem kleinen Beſitzthum, fünf Werſte entfernt von meines Vetters Gute. Ihr Vater war, wie man ſagte, ein ausgezeichneter Mann geweſen. Raſch zu dem Rang eines Oberſten avancirt, würde er es ohne Zweifel noch weiter gebracht haben, wäre er nicht als noch junger Mann durch einen unglücklichen Zufall auf der Jagd von ſeinem Kameraden erſchoſſen worden. Er hinterließ Wera als Kind. Ihre Mutter war ebenfalls eine bedeutende Perſönlichkeit, ſehr beleſen, ſehr unterrichtet und mehrerer Sprachen

mächtig. Mit ihrem Manne, obgleich ſieben oder acht Jahre älter als er, verband ſie die innigſte Liebe. Er hatte ſie aus dem väterlichen Hauſe entführt. Sie konnte ſich niemals über ſeinen Verluſt tröſten, ging bis zu ihrem letzten Tag ſchwarz gekleidet und ſtarb einige Zeit, nachdem ſie ihre Tochter verheirathet hatte. Ich ſehe ſie noch vor mir mit ihrem ausdrucksvollen, ſchwermüthigen Geſicht, ihrem dichten ergrauenden Haar, ihren großen Augen mit dem ſtrengen, etwas erloſchenen Blick und ihrer geraden, feinen Naſe. Ihr Vater hieß Ladanoff, war fünfzehn Jahre in Italien geweſen und hatte dort ein einfaches albaneſiſches Landmädchen geheirathet, welche ſich indeß ihres Glückes nicht lange erfreute. Nachdem ſie ihre einzige Tochter, Wera's Mutter, zur Welt gebracht, wurde ſie von einem jungen Trasteveriner, ihrem erſten Bräutigam, dem ſie Ladanoff entführt hatte, getödtet. Dieſe Geſchichte machte zu ihrer Zeit viel Aufſehen. Nach Rußland zurückgekehrt, ſchloß er ſich in ſein Arbeitszimmer ein, um es nicht wieder zu verlaſſen. Er beſchäftigte ſich mit Chemie, Anatomie und kabbaliſtiſchen Studien, forſchte dem Geheimniß nach, das menſchliche Leben zu verlängern, bildete ſich ein, daß

man mit Geiſtern verkehren und die Todten citiren könne. . . . . Genug, ſeine Nachbarn betrachteten ihn als Hexenmeiſter. Er liebte ſeine Tochter außerordentlich, und unterrichtete ſie ſelbſt in Allem; aber daß ſie ſich von Elzoff hatte entführen laſſen, vergab er ihr nicht. Weder ſie noch ihr Mann durfte ihm jemals unter die Augen kommen. Er prophezeite ihnen beiden ein unglückliches Leben und ſtarb einſam.

Frau von Elzoff widmete nach ihres Mannes Tode ihre ganze Zeit der Erziehung ihrer Tochter und ſah faſt keinen Menſchen bei ſich. Als ich die Bekanntſchaft Wera's machte, denke dir, war ſie noch in keiner Stadt, nicht einmal in der benachbarten Kreisſtadt geweſen.

Wera unterſchied ſich von den gewöhnlichen ruſſiſchen Fräulein, ſie hatte ein ganz eigenthümliches Gepräge. Gleich auf den erſten Blick überraſchte mich die wunderbare Ruhe in allen ihren Bewegungen und Reden. Sie ſchien ſich um nichts zu bekümmern, noch zu beunruhigen, antwortete einfach und klug, hörte aufmerkſam zu — und damit genug. Der Ausdruck ihres Geſichtes hatte die Offenheit und Reinheit eines Kindes; er war etwas kalt und einförmig, ohne gerade

nachdenklich zu ſein. Luſtig erſchien ſie ſelten und nicht wie andere Mädchen. Die Klarheit der unſchuldsvollen Seele, die liebenswürdiger iſt als Luſtigkeit, ſchimmerte in ihrem ganzen Weſen. Von mittlerem Wuchs, zart und anmuthig, hatte ſie feine, regelmäßige Züge, eine ſchöne, glatte Stirn, goldig blondes Haar, eine gerade Naſe, wie ihre Mutter, ziemlich volle Lippen und dichte, nach oben gebogene Augenwimpern, unter denen hervor zwei ſchwarzgraue Augen faſt zu ſehr geradaus blickten. Ihre Hände, obgleich klein, waren nicht eben ſchön; talentvolle Menſchen haben keine ſolchen Hände. In der That beſaß Wera auch kein beſonderes Talent. Ihre Stimme klang wie die eines Kindes. Ich wurde beim Namensfeſte meines Vetters ihrer Mutter vorgeſtellt, und einige Tage darauf machte ich meinen erſten Beſuch bei ihnen.

Frau von Elzoff war, wie ich dir ſchon geſagt, eine ausgezeichnete Perſönlichkeit, aber von ganz eigenthümlichem Weſen, charaktervoll, beharrlich und concentrirt. Sie flößte mir Achtung, ja ſelbſt eine gewiſſe Furcht ein. All ihr Thun war ſyſtematiſch geordnet, und ſie erzog ihre Tochter dieſem Grundſatz gemäß, ohne übrigens deren Freiheit zu beſchränken.

Die Tochter liebte ſie und hatte ein blindes Vertrauen zu ihr. Uebergab ihr die Mutter ein Buch mit den Worten: „Die und die Seite lies nicht," ſo hätte Wera lieber ſchon das vorhergehende Blatt überſprungen, und vollends auf die verbotene Seite warf ſie keinen Blick mehr.

Allein Frau von Elzoff hatte auch, wie die Franzoſen ſagen, ihre idées fixes, oder wie die Deutſchen ſagen, ihr Steckenpferd. So erfüllte ſie z. B. eine tödtliche Furcht vor allem, was die Phantaſie aufregen konnte, und in Folge deſſen hatte ihre Tochter mit ſechzehn Jahren noch keinen Roman, kein poetiſches Werk geleſen. Hingegen konnte dieſe mit ihrer Kenntniß der Geſchichte, Geographie und ſogar der Naturgeſchichte mich ſelbſt, den Candidaten, der, wie du dich erinnern wirſt, keiner der Letzten war, ganz verblüffen. Eines Tages ſuchte ich das Geſpräch mit Frau von Elzoff auf ihr Erziehungsſyſtem zu lenken, was nicht leicht war, da ſie ſich im Allgemeinen ſehr zurückhaltend zeigte. Sie ſchüttelte den Kopf und ſagte:

— Sie behaupten, daß das Leſen der Poeten eine nützliche und angenehme Beſchäftigung ſei; mir ſcheint,

daß man ſich früh im Leben entweder für das Angenehme oder für das Nützliche entſcheiden, und daß man an der einmal getroffenen Wahl für immer feſthalten muß. Auch ich wollte einſt beides vereinigen..... Doch das iſt unmöglich und führt entweder zum Verderben oder zur Albernheit.

Ja, Wera's Mutter war ein ſeltenes Weſen, rechtſchaffen und ſtolz, aber nicht ohne Fanatismus und eine Art Aberglauben.

Das Leben macht mir bange, ſagte ſie einmal zu mir, und in der That hatte ſie eine Bangigkeit vor dem Leben, vor deſſen tiefinnern, geheimnißvollen Kräften, die bisweilen plötzlich hervorbrechen. Wehe dem, über den ſie ſich entladen! Und hatte die arme Frau nicht das Grauſamſte von ihnen erfahren? Bedenke man den Tod ihrer Mutter, ihres Vaters, ihres Mannes. Welche Kette ſchrecklicher Ereigniſſe!

Ich ſah ſie auch niemals lächeln. Man kann ſagen, ſie hatte ihr Herz verſchanzt, und den Schlüſſel zur Feſtung im Waſſer verſenkt. Nie mochte ſie ihre Schmerzen in den Buſen eines Andern ergoſſen haben; alles barg ſie tief in ſich. So ſehr hatte ſie ſich gewöhnt, ihre Empfindungen zu beherrſchen, daß ſie ſelbſt

gegen ihre heißgeliebte Tochter Aeußerungen der Zärtlichkeit vermied. Sie küßte sie niemals in meiner Gegenwart, nannte sie niemals Werchen, sondern immer Wera. Ich erinnere mich, daß ich ihr einmal sagte, wir modernen Leute wären alle etwas anbrüchig, worauf sie erwiderte: Das hat keinen Sinn, man muß entweder ganz zerbrechen oder sich ganz unangetastet halten.

Es kamen wenig Leute zu Frau von Elzoff; ich aber besuchte sie recht häufig, da ich bemerkte, daß sie mir Wohlwollen schenkte, und Wera mir sehr gefiel. Mit der unterhielt ich mich, ging mit ihr spazieren. Die Gegenwart der Mutter störte uns nicht im Mindesten. Das junge Mädchen selbst entfernte sich nicht gern von ihr, und ich meinerseits hatte keinen Grund, mit ihr allein sein zu wollen. Diese offenherzige Wera hatte die eigenthümliche Gewohnheit laut zu denken, und Nachts im Schlafe plauderte sie zuweilen von dem, was sie im Lauf des Tages beschäftigt hatte. Einmal sagte sie zu mir, indem sie mich dabei scharf ansah, und ihrer Gewohnheit nach das Kinn leicht auf die Hand stützte: Ich glaube, Herr B. ist ein recht guter Mann, aber verlassen kann man sich nicht auf ihn.

Unſere Beziehungen zu einander waren rein freundſchaftlich und harmlos. Nur einmal ſchien es mir, als bemerkte ich in der tiefſten Tiefe ihrer hellen Augen einen ſeltſamen Ausdruck von Zärtlichkeit; doch vielleicht täuſchte ich mich.

Inzwiſchen vergingen Wochen, Monate; es war Zeit an meine Abreiſe zu denken, und ich konnte zu keinem Entſchluſſe kommen. Ich erſchrak bei dem Gedanken, dieſes ſanfte junge Weſen zu verlaſſen, und Berlin hatte für mich keine Anziehungskraft mehr. Ich wagte mir ſelbſt nicht zu bekennen, was in mir vorging; ja, ich verſtand mich ſelbſt nicht. Es war, als ob ein Nebel meine Seele verhülle. Endlich wurde mir eines Morgens alles klar ..... „Warum weiter ſuchen? fragte ich mich; welchem Ziele ſoll ich nachjagen? Das Richtige iſt doch ſchwer zu finden. Wäre es nicht beſſer, hier zu bleiben, zu heirathen?“

Sieh, ſo wenig erſchreckte mich damals der Gedanke an's Heirathen — im Gegentheil ich erfaßte ihn mit Freuden. An demſelben Tage entdeckte ich meine Gefühle — nicht Wera, wie man glauben ſollte, ſondern ihrer Mutter. Die Alte ſah mich an.

— Nein, mein Freund, ſagte ſie: gehen Sie nach

Berlin. Sie ſind recht brav, aber der Mann für meine Tochter ſind Sie nicht.

Ich blickte erröthend zu Boden, und — worüber du noch mehr erſtaunen wirſt — ich gab im Grunde meines Herzens der Mutter ſofort Recht. In der folgenden Woche reiſte ich ab, und ſah weder Frau v. Elzoff noch ihre Tochter wieder.

Da haſt du, theurer Freund, die Erzählung meiner Abenteuer in aller Kürze — denn ich weiß, daß du keinerlei Weitſchweifigkeit magſt . . . . . In Berlin vergaß ich ſehr bald die hübſche Wera.

Doch will ich es nur bekennen, die plötzliche Nachricht von ihr hat mich in eine gewiſſe Aufregung verſetzt. Sie hier zu wiſſen, in meiner Nähe, als meine Nachbarin, ſie in einigen Tagen wiederzuſehen, das war mir ſo überraſchend. Das Vergangene ſtand mit einem Mal, wie aus dem Boden emporgeſtiegen, vor mir, und drang ſo an mich heran . . . .

Priemkoff ſagte mir bei unſerm Begegnen, daß er mit ſeinem Beſuch nur unſere ehemalige Bekanntſchaft erneuern wollte, und daß er hoffe, mich bald bei ſich zu ſehen. Er theilte mir mit, daß er in der Cavalerie geſtanden und mit Lieutenantsrang aus dem Dienſt

getreten ſei. Er habe ein Landgut, acht Werſt von dem meinigen entfernt, gekauft, und ſeine Abſicht ſei ſich der Landwirthſchaft zu widmen. Von drei Kindern, die er gehabt, ſind zwei geſtorben, ein kleines fünfjähriges Mädchen iſt ihm geblieben.

— Und Ihre Frau Gemahlin erinnert ſich meiner noch? fragte ich ihn.

— Ja, erwiderte er mit einem gewiſſen Zögern. — Sie war freilich noch ſehr jung, als Sie ſie kannten; indeß ihre Mutter lobte Sie ſtets, und Sie wiſſen, wie theuer ihr jedes Wort der Verſtorbenen iſt.

Hier fielen mir die Worte ein, die Frau v. Elzoff an mich gerichtet: „Sie ſind der Mann nicht für meine Tochter," und einen Seitenblick auf Priemkoff werfend, dachte ich: „Alſo Du warſt der Mann für ſie!"

Er blieb mehrere Stunden bei mir. Er iſt ein angenehmer, netter Mann, der in beſcheidenem Tone ſpricht und dabei ſo gutmüthig darein ſieht. Man kann nicht anders, als ihn gern haben. Doch ſeine Geiſtesfähigkeiten ſind ſeit der Zeit, wo wir ihn kennen gelernt, nicht vorgeſchritten. Beſuchen werde ich ihn ganz beſtimmt, vielleicht morgen ſchon. Ich bin

außerordentlich begierig zu ſehen, was aus Wera geworden iſt.

Aber du böſer Menſch ſpotteſt meiner auf deinem Directionsbureau. Trotzdem will ich dir berichten, welchen Eindruck ſie auf mich hervorbringen wird. Lebe wohl.

Dein P. B.

Dritter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

M . . . ., 16. Juni 1850.

Nun, mein Freund, ich bin bei ihr geweſen, ich habe ſie geſehen! Vor allem muß ich dir einen merkwürdigen Umſtand mittheilen. Du magſt mir's glauben oder nicht, Wera hat ſich faſt gar nicht verändert, in ihrem Ausſehen wie in ihrer Geſtalt. Als ſie mir entgegen kam, konnte ich nur mit Mühe mein Erſtaunen zurückhalten; ich ſah vor mir das junge ſiebenzehnjährige Mädchen, gerade wie ehemals. Nur den Augen fehlte der kindliche Ausdruck, den ſie aber auch nie gehabt; ſie waren in ihrer Jugend ſchon zu

feurig für Kinderaugen. Sonſt iſt ſie noch ganz wie damals: dieſelbe Ruhe in Gang und Haltung, dieſelbe Stimme, dieſelbe glatte Stirn. Als hätte ſie dieſe ganze Reihe von Jahren irgendwo unter einer Schneedecke zugebracht! ..... Und ſie iſt jetzt acht und zwanzig Jahre alt, und hat drei Kinder gehabt.... Unbegreiflich! Denke nicht etwa, daß ich aus Voreingenommenheit übertreibe. Im Gegentheil, dieſe „Wandelloſigkeit" gefällt mir an ihr ganz und gar nicht.

Mit acht und zwanzig Jahren ſoll eine Frau und Mutter nicht mehr wie ein junges Mädchen ausſehen; ſie hat ja doch nicht umſonſt gelebt.

Wera empfing mich ſehr freundlich, und vollends ihr Mann war hocherfreut über meinen Beſuch. Der gute Kerl ſcheint ſich wirklich nur danach umzuſehen, wo er ſich an Jemand attachiren kann. Sie haben ein recht bequemes und ſauberes Wohnhaus. Auch die Toilette Wera's war ganz mädchenhaft. Sie trug ein weißes Kleid mit einem blauen Gürtel, und eine feine goldene Kette um den Hals. Ihr Töchterchen iſt allerliebſt, ſieht ihr aber nicht ähnlich, und erinnert mehr an die Großmutter. Ein wohlgetroffenes Bild dieſer ſeltſamen Frau hängt im Salon über dem

Sopha. Es fiel mir gleich in die Augen, als ich eintrat; es ſchien ſtreng und aufmerkſam auf mich zu blicken.

Wera nahm ihren Lieblingsplatz auf dem Sopha unter dem Bild ein, ich ſetzte mich ihr gegenüber, und indem wir von der Vergangenheit redeten, konnte ich nicht umhin, oft die Augen zu der düſtern Geſtalt ihrer Mutter zu erheben. Du kannſt dir mein Erſtaunen denken, wenn ich dir ſage, daß eingedenk der Lehren ihrer Mutter, Wera bis jetzt keinen einzigen Roman, kein einziges poetiſches oder, wie ſie ſich ausdrückt, erdichtetes Werk geleſen hat. Eine ſolche Gleichgültigkeit gegen die edelſten Geiſtesgenüſſe ärgert mich. Bei einer geſcheiten und, ſo weit ich ſie beurtheilen kann, feinfühlenden Frau iſt das geradezu unverzeihlich.

— Alſo, fragte ich ſie, haben Sie es ſich zur Pflicht gemacht, niemals derartige Bücher zu leſen?

— Nein, erwiderte ſie; aber ich kam nicht dazu, hatte keine Zeit.

— Keine Zeit? Ich ſtaune. Aber Sie — wandte ich mich an Priemkoff — warum haben Sie Ihrer Frau nicht Geſchmack für Literatur beigebracht?

— Ich würde es ſehr gern gethan haben, verſetzte er; indeß . . . .

Wera fiel ihm in's Wort.

— Stelle dich doch nicht ſo. Du biſt ſelbſt kein großer Liebhaber von Verſen.

— Von Verſen, das iſt richtig, erwiderte Priemkoff; aber Romane z. B. . . . .

— Wie verbringen Sie denn Ihre Abende, fragte ich Wera — ſpielen Sie Karten?

— Zuweilen. Aber an Beſchäftigung fehlt es uns ja nicht. Wir leſen auch. Es giebt außer Poeſie noch eine gute Anzahl vortrefflicher Bücher.

— Was haben Sie denn nur gegen poetiſche Werke?

— Ich habe nichts gegen ſie; allein von kleinauf ließ ich dieſe erdichteten Werke ungeleſen. Meine Mutter wollte es ſo, und je älter ich werde, deſto mehr überzeuge ich mich, daß alles, was meine Mutter that und ſprach, heilige Wahrheit war.

— Sehr wohl; aber ich kann Ihnen doch nicht beiſtimmen. Ich glaube, daß Sie gar keinen Grund haben, ſich eines ſo reinen und berechtigten Genuſſes zu berauben. Sie verwerfen doch auch nicht die Muſik, die Malerei: warum denn nur die Dichtkunſt?

— Ich verwerfe ſie gar nicht, ich habe ſie bis jetzt nur nicht kennen gelernt — das iſt alles.

— Dann laſſen Sie das meine Sache ſein. Ihre Frau Mutter hat Ihnen doch wohl nicht für alle Zeit verboten, mit der ſchönen Literatur bekannt zu werden?

— Durchaus nicht. Bei meiner Verheirathung nahm ſie jedes Verbot zurück. Aber mir ſelbſt kam es nicht in den Sinn, dieſe — wie nannten Sie's doch gleich? — nun ja, Romane zu leſen.

Ich hörte ihr mit Befremden zu: das hatte ich nicht erwartet. Sie ſah mich dabei ruhig an, ſo wie die Vögel blicken, wenn ſie furchtlos ſind.

— Ich will Ihnen ein Buch bringen, rief ich. (Mir fiel gerade der Fauſt ein.)

Wera ſtieß einen leiſen Seufzer aus, und ſagte mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit:

— Ein Buch .... Doch nicht etwa George Sand?

Ah, Sie haben alſo doch von dieſer Dichterin gehört? Nun, und wenn es ein Buch von ihr wäre, was würde das ſchaden! Doch nein, ich bringe Ihnen einen andern Autor. Sie haben doch Ihr Deutſch nicht vergeſſen?

— Nein.

— Sie ſpricht es wie eine Deutſche, fiel Priemkoff ein.

— Vortrefflich. Nun, Sie ſollen ſehen, was ich Ihnen für ein wunderbares Ding mitbringe.

— Schön, wir wollen ſehen. Aber jetzt kommen Sie in den Garten, meine kleine Natalie hält es nicht länger aus.

Sie ſetzte einen runden Strohhut auf, einen rechten Kinderhut, ganz wie der ihres Töchterchens, nur etwas größer. Ich ging neben ihr. In der friſchen Luft, im Schatten der hohen Linden, kam mir ihr Geſicht noch lieblicher vor, beſonders wenn ſie das Köpfchen leicht zurückbog, um unter dem Hutrand hervor zu mir aufzublicken. Ging Priemkoff nicht hinter uns her und hüpfte nicht das kleine Mädchen voraus, ich hätte mir einbilden können, ich ſei noch der zweiundzwanzigjährige junge Mann, im Begriff nach Berlin zu reiſen. So lebhaft fühlte ich mich in jene Zeit zurückverſetzt, und das um ſo mehr, als auch der Garten, in dem wir uns jetzt befanden, dem der Frau v. Elzoff ſehr ähnlich ſah. Ich konnte mich nicht enthalten, Wera dieſen meinen Eindruck mitzutheilen.

— Alle ſagen mir, erwiderte ſie, daß ich mich äußerlich wenig verändert hätte. Ich bin übrigens auch in meinem Innern dieſelbe geblieben.

Wir näherten uns einem chineſiſchen Pavillon.

— Ein ſolches Häuschen, bemerkte Wera, hatten wir in Oſſinowka nicht. Achten Sie nicht darauf, daß es ſo verwittert und baufällig ausſieht; drinnen iſt es recht hübſch und kühl.

Wir traten hinein; ich ſah mich um.

— Wiſſen Sie was, ſagte ich zu Wera — hierher laſſen Sie, wenn ich wiederkomme, einen Tiſch und einige Stühle bringen. Hier iſt's wirklich prächtig. Hier leſe ich Ihnen Goethe's Fauſt vor — nichts Geringeres will ich Ihnen vorleſen.

— Ja wohl, hier ſind keine Fliegen, bemerkte ſie naiv. — Und wann kommen Sie wieder?

— Uebermorgen.

Plötzlich ſprang die kleine Natalie, die zugleich mit uns eingetreten war, bleich und mit einem Schrei des Entſetzens zurück.

— Was haſt du, fragte Wera?

— Ach, Mama! ſieh, ſieh nur das ſchreckliche

Thier! rief das Kind, und zeigte auf eine ungeheure Spinne, die an der Wand heraufkroch.

— Warum fürchteſt du dich? fragte Wera. Sie thut dir nichts.

Und ehe ich ſie hindern konnte, nahm ſie das widerwärtige Inſect, ließ es einen Augenblick auf ihrer Hand kriechen, und warf es dann hinaus.

— Ei, rief ich, was Sie tapfer ſind!

— Wie ſo tapfer? Das war keine von den giftigen Spinnen.

— Ich ſehe, die Naturgeſchichte iſt noch immer Ihre Stärke. Aber wahrlich, ich hätte das abſcheuliche Inſect nicht angegriffen.

— Man hat ſich nicht davor zu fürchten, wiederholte Wera. Natalie ſah uns beide an und lachte.

— Wie ähnlich dies Kind Ihrer Mutter ſieht! ſagte ich.

— Ja wohl, entgegnete Wera mit einem Lächeln der Befriedigung: das freut mich ſehr. Gott gebe: daß ſie ihr nicht allein von Geſicht ähnlich ſei.

Wir wurden zu Tiſch gerufen und nach dem Eſſen ging ich fort. Beiläufig bemerke ich für dich, du Feinſchmecker, das Eſſen war ſehr gut und ſchmack-

haft. Morgen bringe ich ihnen den Fauſt. Wenn ich mit dem alten Goethe nur nicht durchfalle. Werde dir alles ausführlich beſchreiben.

Nun, was denkſt du von all dieſen „Begebenheiten?“ Gelt, daß ſie auf mich einen zu lebhaften Eindruck gemacht, daß ich mich in ſie verlieben könnte? Poſſen, Freundchen! Es iſt Zeit vernünftig zu werden. Habe genug Thorheiten begangen. Und ich bin nicht mehr in den Jahren, wo man das Leben wieder von vorn anfängt. Uebrigens ſind mir auch ſolche Frauen nie gefährlich geweſen. Welche Frauen waren mir überhaupt gefährlich?

„Mein zitternd Herz beginnt voll Grämen
Seiner Idole ſich zu ſchämen.“

In jedem Falle freue ich mich über dieſe Nachbarſchaft, freue mich der Gelegenheit, dieſes gute, ſanfte, kindliche Weib oft zu ſehen. Was weiter kommt, erfährſt du ſeiner Zeit.

Dein P. B.

Vierter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

M . . . ., 20. Juni 1850.

Theurer Freund! Die Vorleſung, von welcher ich dir berichtet, hat geſtern ſtattgefunden, und wie es dabei zugegangen, will ich der Reihe nach erzählen. Vor Allem drängt es mich dir zu ſagen: der Erfolg übertraf alle Erwartung. Erfolg — das iſt nicht einmal das rechte Wort. Doch höre.

Ich erſchien zur Stunde des Diners. Wir ſaßen zu ſechs am Tiſch: Wera, ihr Gemahl, ihre Tochter, deren bleich und unbedeutend ausſehende Gouvernante und ein alter Deutſcher, in kurzſchöſſigem, zimmtfarbenem Frack, ſauber raſirt, beſcheidenen, rechtſchaffenen Ausſehens, mit treuherzigem Lächeln und zahnloſem Munde. Dieſer wackere Deutſche verbreitete einen ſtarken Cichoriengeruch um ſich — der unvermeidliche Geruch aller alten Deutſchen. Man ſtellte mir ihn vor: er heißt Schimmel, und iſt einige Werſt von hier, im Haus des Fürſten Ch. Sprachlehrer. Wera, die ihn ſehr gern zu haben ſcheint, hatte ihn aufgefordert, unſerer Lectüre beizuwohnen. Wir gingen

ziemlich ſpät zu Tiſch und blieben lange ſitzen. Nachher machten wir einen Spaziergang. Das Wetter war wundervoll. Der Morgen war etwas windig und regneriſch geweſen, am Abend jedoch klärte ſich der Himmel wieder auf, und wir ſchlenderten gemeinſchaftlich in's freie Feld hinaus. Ueber uns ſchwebte licht und hoch eine große roſige Wolke, umflattert von grauen Streifen. Hinter ihrem äußerſten Rande zitterte, bald auftauchend, bald verſchwindend, ein Sternlein hervor; ein wenig weiter davon zeichnete ſich ſcharf die weiße Mondſichel auf dem leicht gerötheten Blau des Himmels ab. Ich machte Wera auf dieſe Wolke aufmerkſam.

— Ja, ſagte ſie, das iſt ſehr hübſch; aber ſehen Sie hierher.

Ich ſah mich um. Die untergehende Sonne verhüllend, erhob ſich ein mächtiges dunkelblaues Gewölk. Es ſah aus wie ein feuerſpeiender Berg: der Gipfel eine breite Flammengarbe, rings herum ein heller Saum von Unheil kündendem Purpur, der an einer Stelle, gerade in der Mitte, die ſchwere Maſſe durchbrach, wie hervorgeſchleudert aus dem glühenden Schlund ....

— Das wird ein Unwetter geben, ſagte Priemkoff.

Doch ich komme ab von der Hauptſache. Ich vergaß dir in meinem letzten Brief zu ſagen, daß ich es bereute, zu meiner Vorleſung Fauſt gewählt zu haben. Schiller hätte ſich weit mehr geeignet, wenn einmal mit deutſcher Literatur der Anfang gemacht werden ſollte. Vor Allem hatte ich meine Bedenken wegen der erſten Scenen bis zur Bekanntſchaft mit Gretchen, und auch in Bezug auf Mephiſtopheles war ich nicht ganz ruhig. Allein ich ſtand einmal unter dem Einfluſſe Fauſt's, und keine andere Lectüre wäre mir ſo nach dem Herzen geweſen.

Als es vollends dunkel wurde, verſammelten wir uns in dem chineſiſchen Pavillon, der Abends zuvor dazu hergerichtet worden war. Gerade der Thür gegenüber vor dem Sopha ſtand ein runder Tiſch mit einer Decke; rings umher Stühle und Lehnſeſſel. Auf dem Tiſche brannte eine Lampe. Ich ſetzte mich auf's Sopha und nahm das Buch zur Hand. Wera ließ ſich nahe bei der Thüre in einem Seſſel nieder. Beim Schein der Lampe konnte man die vor dem Eingang des Pavillons ſich leicht ſchaukelnden Zweige der Akazien erkennen, und von Zeit zu Zeit blies der

Nachtwind frisch durch die geöffnete Thür. Priemkoff saß mir zunächst am Tische, neben ihm der alte Deutsche. Die Gouvernante war mit Natalien im Hause geblieben. Vor dem Beginn meiner Vorlesung sprach ich einige erklärende Worte über die Faustlegende, über die Bedeutung des Mephistopheles, über den Dichtergenius Goethe's, und bat, mich zu unterbrechen, wenn irgend eine Stelle des Gedichtes unklar erscheinen sollte. Dann räusperte ich mich . . . .

Priemkoff fragte, ob ich nicht ein Glas Zuckerwasser wünschte, und war, wie sich an Allem merken ließ, sehr zufrieden mit sich selbst, daß er diese Frage an mich gerichtet. Ich dankte. Tiefe Stille trat ein. Ich fing an zu lesen, ohne das Auge aufzuschlagen; mir war ängstlich zu Muthe, mein Herz schlug heftig, meine Stimme zitterte. Der erste Ausruf des Beifalls entrang sich dem Deutschen; der war im Verlaufe der Lectüre der Einzige, welcher die Stille unterbrach . . . . „Wunderbar! Erhaben!" wiederholte er, und fügte manchmal hinzu: „Aber das ist ein wenig stark."

Priemkoff langweilte sich, wie mir schien, da er Deutsch nur oberflächlich versteht, und selbst bekennt,

daß er keine Verſe mag .... Wer hieß ihn auch zuhören? Schon bei Tiſch wollte ich ihm einen Wink geben, daß er bei der Vorleſung nicht zugegen zu ſein brauche, aber ich fürchtete ihn zu beleidigen.

Wera rührte ſich nicht. Ein paar Mal warf ich einen verſtohlenen Blick auf ſie: ihre Augen waren aufmerkſam und feſt auf mich gerichtet; ſie ſah bleich aus. Nach der erſten Begegnung Fauſt's mit Gretchen, bog ſie ſich aus der Stuhllehne vor, faltete die Hände auf dem Schooß und blieb bis zum Ende des Stückes in dieſer Stellung. Anfangs ſtörte mich die Gleichgültigkeit Priemkoffs, bald aber vergaß ich ihn, wurde immer ernſter und las mit Wärme und Hingeriſſenheit .... Ich las nur für Wera allein. Eine innere Stimme ſagte mir, daß Fauſt einen lebhaften Eindruck auf ſie machte. Als ich geendet (das Walpurgisnachtintermezzo ſowie Einiges aus der Hexenküchenſcene überſprang ich), als das letzte „Heinrich!" erſcholl, rief der Deutſche voll Rührung: Gott, wie herrlich! Priemkoff ſprang erfreut auf; der arme Mann dankte mir ſeufzend für das Vergnügen, welches ich ihm bereitet! .... Ich erwiderte nichts darauf und ſah Wera an; ich war nur begierig zu

hören, was ſie ſagen würde. Sie erhob ſich, ohne ein Wort zu reden, wankte der Thüre zu, ſtand eine Weile auf der Schwelle, und ging dann langſamen Schrittes hinaus in den Garten. Ich eilte ihr nach. Sie war mir einige Schritte voraus, und ich konnte in der Dunkelheit kaum ihr weißes Kleid unterſcheiden.

— Nun, rief ich ihr zu: hat's Ihnen nicht gefallen?

Sie blieb ſtehen.

— Können Sie mir dieſes Buch leihen? entgegnete ſie.

— Ich ſchenke es Ihnen, wenn Sie es haben wollen.

— Ich danke Ihnen, ſagte ſie und verſchwand.

Priemkoff und der Deutſche näherten ſich mir.

— Es iſt doch merkwürdig warm, hub Priemkoff an — ſogar ſchwül. Aber wo iſt denn meine Frau?

— Ich glaube, ſie iſt in's Haus gegangen, erwiderte ich!

— Ich dächte, wir könnten bald ſoupiren, verſetzte er. Sie leſen vortrefflich, fügte er nach einer Weile hinzu.

— Ihrer Frau Gemahlin ſcheint der „Fauſt" ſehr gefallen zu haben, bemerkte ich.

— Ohne Zweifel, rief Priemkoff.

— O, ganz gewiß, fiel Herr Schimmel ein.

Wir traten in's Haus.

— Wo iſt meine Frau, fragte Priemkoff das uns entgegenkommende Stubenmädchen.

— Gnädige Frau haben ſich in ihr Schlafzimmer begeben.

Priemkoff ging in's Schlafzimmer.

Ich blieb mit Herrn Schimmel auf der Terraſſe. Der Alte hob ſeine Augen zum Himmel.

— Wie viel Sterne! murmelte er, eine Priſe nehmend. — Und alle dieſe Sterne ſind Welten für ſich! fügte er hinzu, indem er eine zweite Priſe nahm.

Ich hielt es nicht für nöthig zu antworten, und ſah blos ſchweigend zum Himmel auf. Ein geheimer Zweifel quälte mich .... Es ſchien mir, als blickten die Sterne ſo ernſt auf uns hernieder.

Nach einigen Minuten kam Priemkoff zurück und bat uns in den Speiſeſaal.

Bald darauf erſchien auch Wera. Wir ſetzten uns.

— Sehen Sie doch meine Frau an, ſagte mir Priemkoff.

Ich richtete meine Blicke auf ſie.

— Wie, bemerken Sie nichts?

Ich bemerkte allerdings eine Veränderung in ihrem Geſichte, gab jedoch — ich weiß nicht, warum — zur Antwort: Nein, ich ſehe nichts.

— Hat ſie nicht rothe Augen? fuhr Priemkoff fort.

Ich ſchwieg ſtill.

— Denken Sie ſich, wie ich in ihr Zimmer trat, fand ich ſie in Thränen. Das iſt ihr lange nicht widerfahren. Wiſſen Sie, wann ſie zuletzt geweint hat? Als wir unſere kleine Saſcha verloren. Das haben Sie mit Ihrem „Fauſt“ angerichtet, fügte er mit einem Lächeln hinzu.

— Alſo ſehen Sie jetzt ein — wandte ich mich zu Wera — daß ich Recht hatte, als . . . .

— Das hatte ich nicht erwartet, unterbrach ſie mich. Aber Gott weiß, ob Sie recht gethan. Vielleicht erlaubte mir meine Mutter nur darum nicht, ſolche Bücher zu leſen, weil ſie wußte, daß . . . .

Wera hielt inne.

— Was wußte ſie? wiederholte ich. Sprechen Sie es aus.

— Wozu! Ich ſchäme mich ſo ſchon. Wie konnte

ich nur weinen? Wollen übrigens noch darüber reden; ich habe Einiges nicht recht verſtanden.

Warum haben Sie mich nicht gleich gefragt?

— Die Worte habe ich alle verſtanden und auch ihren Sinn, aber . . .

Sie ſchwieg von Neuem und wurde nachdenklich. In dieſem Augenblick hörte man den Wind plötzlich durch das Laub der Bäume im Garten brauſen. Wera fuhr zuſammen und wandte ſich nach dem offenen Fenſter.

— Ich habe Ihnen geſagt, daß wir Gewitter bekommen, rief Priemkoff. Aber liebe Wera, was fährſt du ſo zuſammen?

Sie ſah ihn ſtillſchweigend an. Der Wiederſchein eines matten, fernen Blitzes zuckte geheimnißvoll auf ihrem unbeweglichen Geſicht.

— Das macht alles der „Fauſt," verſetzte Priemkoff. Nach dem Eſſen thun wir am beſten, uns gleich auf's Ohr zu legen. Nicht wahr, Herr Schimmel?

— Nach einem geiſtigen Genuß iſt phyſiſche Erholung eben ſo wohlthätig, als nützlich, erwiderte der gute Deutſche und leerte ein Gläschen Liqueur.

Als das Souper beendet war, trennten wir uns.

Beim Abſchied drückte ich Wera die Hand, ſie war kalt. Ich ging auf mein Zimmer und blieb lange am Fenſter ſtehen, ehe ich mich auskleidete und zu Bett legte. Priemkoffs Vorherſagung traf ein: das Gewitter zog herauf und entlud ſich. Ich hörte, wie der Wind brauſte, wie der Regen an die Bäume praſſelte, ſah, wie bei jedem Aufflackern des Blitzes die am See gelegene nahe Dorfkirche bald ſchwarz auf weißem Grunde, bald hell auf dunklem Grund ſich zeigte, bald wieder in der Finſterniß verſchwand . . . . . Doch weitab davon ſchweiften meine Gedanken. Ich dachte an Wera, an das, was ſie ſagen würde, wenn ſie ſelbſt den „Fauſt“ geleſen, dachte an ihre Thränen, erinnerte mich der Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie mir zugehört . . . . . .

Das Gewitter war längſt vorüber; die Sterne erglänzten, alles ward ſtill. Ein mir unbekannter Vogel pfiff in verſchiedenen Tonarten ein und daſſelbe Lied. Sein einſamer, heller Geſang ertönte eigenthümlich in der Stille der Nacht; ich ging noch immer nicht zu Bette.

Am andern Morgen fand ich mich früher als Alle im Salon ein. Vor dem Portrait der Frau von

Elzoff ſtehen bleibend, ſagte ich mit einem geheimen Triumph: Nun, habe ich doch noch deiner Tochter eines der von dir verbotenen Bücher vorgeleſen! Plötzlich war es mir . . . . . Du haſt gewiß bemerkt, daß die Portraits en face den Beſchauer gleichmäßig anzublicken ſcheinen. Diesmal aber kam es mir vor, als richtete Frau von Elzoff ihre Blicke vorwurfsvoll auf mich. Ich wandte mich ab, trat an's Fenſter und erblickte Wera.

Sie ging, einen Sonnenſchirm in der Hand, ein weißes Tuch um den Kopf, im Garten ſpazieren. Ich eilte zu ihr und wir begrüßten uns.

— Die ganze Nacht habe ich nicht ſchlafen können, ſagte ſie mir. Ich habe Kopfweh. Wollte friſche Luft ſchöpfen, vielleicht wird es beſſer.

— Das wird doch nicht von der geſtrigen Vorleſung ſein? — fragte ich.

— Doch, doch. Ich bin an ſo etwas nicht gewöhnt. In Ihrem Buche ſind Dinge, die ich nicht los werden kann. Davon, glaube ich, brennt mir ſo der Kopf, fügte ſie, die Hand an die Stirn legend, hinzu.

— Das iſt ja herrlich! rief ich. Nur fürchte ich

faſt, daß dieſe ſchlafloſe Nacht und das Kopfweh Ihnen die Luſt benimmt, mit dieſer Art Lectüre fortzufahren.

— Meinen Sie? entgegnete Wera und pflückte im Vorbeigehen einen Zweig von wildem Jasmin ab. Gott weiß! Mir ſcheint, daß wer dieſen Weg einmal eingeſchlagen, nicht mehr zurück kann.

Dabei warf ſie die abgepflückte Blume wieder fort.

— Kommen Sie, ſprach ſie weiter: ſetzen wir uns ein wenig in dieſe Laube, und bitte, ehe ich nicht ſelbſt davon zu reden anfange, bringen Sie mich nicht wieder auf .... dieſes Buch.

Sie ſagte „dieſes Buch," als ſcheute ſie ſich den Namen Fauſt auszuſprechen.

Wir traten in die Laube und ſetzten uns.

— Meinetwegen, ſagte ich: ich will nicht mehr von „Fauſt" mit Ihnen reden, aber erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünſchen und Ihnen zu ſagen, daß ich Sie beneide.

— Sie mich beneiden?

— Ja, weil ich weiß, wie ich Sie jetzt kenne, was Ihnen, bei Ihrem Gemüth, noch für Genüſſe bevorſtehen. Es giebt außer Goethe noch große Dichter:

einen Shakeſpeare, Schiller; und auch unſern Puſchkin darf ich nennen .... Mit dem müſſen Sie auch bekannt werden.

Sie ſchwieg und zeichnete mit der Spitze ihres Sonnenſchirms in den Sand.

O, mein theurer Freund, wenn du ſie hätteſt ſehen können, wie holdſelig ſie in dieſem Augenblick war! Faſt durchſichtig bleich, ſanft vorgebeugt, ein wenig ermüdet, innerlich erſchüttert und doch ſo klar, wie der Himmel! Ich ſprach lange, dann verſtummte ich — und ſaß ſo ſchweigend da und blickte ſie an. Sie ſah nicht auf, fuhr fort mit dem Schirm im Sande zu zeichnen und das Gezeichnete wieder zu verwiſchen. Plötzlich vernahmen wir den raſchen Schritt eines Kindes, und die kleine Natalie ſprang in die Laube herein. Ihre Mutter erhob ſich haſtig, und ich war erſtaunt über die lebhafte Zärtlichkeit, mit welcher ſie ihre Tochter umarmte. Das iſt ſonſt gar nicht ihre Art. Nun kam auch Priemkoff. Herr Schimmel, das gewiſſenhafte Kind mit grauen Haaren, war ſchon vor Tagesanbruch abgereiſt, um keine Lection zu verſäumen.

Wir gingen zum Thee.

Doch ich habe mich müde geſchrieben; es iſt Zeit meinen Brief zu ſchließen. Er muß dir recht wirr vorkommen. Ich komme mir ſelbſt wirr vor. Mir iſt ſo eigen. Weiß nicht, was ich habe. In Einem fort ſchwebt mir das kleine Gartenzimmer vor mit den nackten Wänden, die brennende Lampe, die offene Thür, durch welche die friſche Nachtluft eindringt, und dort an der Thür das lauſchende jugendliche Geſicht, das leichte, weiße Gewand .... Jetzt begreife ich, warum ich ſie heirathen wollte. Damals, vor meiner Reiſe nach Berlin, war ich doch nicht ſo dumm, wie ich bis jetzt geglaubt hatte.

Ja, mein theurer Simon, dein Freund iſt in einer ſeltſamen Geiſtesverfaſſung. Ich denke, das geht vorüber, und wenn es nicht vorübergeht .... nun, ſo mag's ſein! Ich bin darum doch ſehr zufrieden. Erſtens habe ich einen wundervollen Abend verlebt, und dann, wenn dieſe Seele erweckt wurde durch mich, wer kann mir darüber einen Vorwurf machen? Die alte Elzoff hängt an der Wand und kann nicht reden. Die wunderliche Alte! Mir ſind nicht alle ihre Lebensumſtände bekannt; aber das Eine weiß ich, daß ſie aus ihrem väterlichen Hauſe entfloh. Hatte nicht um-

ſonſt eine Italienerin zur Mutter. Ei, ſie wollte ihre Tochter aſſecuriren. Laß ſehen . . . .

Ich lege die Feder aus der Hand. Unbarmherziger Spötter, denke was du willſt, aber ſpotte nicht in deinen Briefen. Wir ſind alte Freunde und müſſen gegenſeitig Nachſicht haben. Lebe wohl!

Dein P. B.

Fünfter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

M . . . ., 26. Juli 1850.

Es iſt lange her, daß ich dir nicht geſchrieben habe, mein lieber Simon: über einen Monat ſchon, wenn ich nicht irre. Ich hätte dir ſo viel zu ſagen gehabt, aber ich war träge und muß dir geſtehen, daß ich während der ganzen Zeit nur wenig an dich gedacht habe.

Ich ſah aus deinem letzten Brief, daß du, in Bezug auf mich, ungegründete — wenigſtens nicht ganz gegründete Vermuthungen haſt. Du glaubſt, ich ſchwärme für Wera; da biſt du im Irrthum. Ich beſuche ſie oft,

das iſt wahr, und ſie gefällt mir außerordentlich .... Wem würde ſie auch nicht gefallen? Ich möchte dich einmal an meiner Stelle ſehen. Welch ein wunderbares Geſchöpf! Eine blitzſchnelle Faſſungsgabe bei kindlicher Unerfahrenheit; ein klares, geſundes Urtheil und ein angeborner Schönheitsſinn; ein unausgeſetztes Streben nach Wahrheit, nach allem Hohen, und das vollkommenſte Verſtändniß, ſogar der laſterhaften wie der lächerlichen Dinge, und über alles das gebreitet, wie weiße Engelsfittige, weibliche Anmuth und Reinheit. Was ſoll ich dir noch ſagen! Ich habe dieſen ganzen Monat viel mit ihr geleſen und geplaudert. Das Zuſammenleſen mit ihr verſchafft mir einen noch nie empfundenen Genuß; es thut mir gleichſam unbekannte Regionen auf. In lauten Enthuſiasmus geräth ſie nicht; alles Geräuſchvolle iſt ihr fremd. Wenn ihr etwas gefiel, ſo leuchtet ſanft ihr ganzes Weſen und ihr Geſicht nimmt einen ſo edlen Ausdruck an, einen Ausdruck von Güte — ja wohl, von inniger Güte. Lüge hat Wera nie gekannt; ſie iſt von kleinauf an Wahrheit gewöhnt, athmet nur Wahrheit. Daher kommt es, daß auch in der Poeſie nur das Wahre ihr natürlich erſcheint; das findet ſie gleich und

ohne Mühe heraus, wie ein wohlbekanntes Geſicht .... Ein großer Vorzug, ein ſeltenes Glück! Und man muß es der Mutter zum Lobe nachſagen, das hat ſie ihr zu danken. Wie oft dachte ich beim Anblick Wera's, Göthe ſpricht doch wahr:

„Ein guter Menſch in ſeinem dunkeln Drange
Iſt ſich des rechten Weges wohl bewußt.“

Das Eine nur ärgert mich, daß Priemkoff immer um uns beſchäftigt iſt. (Ich bitte dich, mache keine dummen Späſſe über dieſes Geſtändniß, entweihe mit keinem unwürdigen Gedanken unſere reine Freundſchaft.) Dieſer Menſch iſt ebenſo wenig im Stande Poeſie zu verſtehen, wie ich die Flöte zu blaſen, und trotzdem will er immer dabei ſein und thut, als wolle er gleich ſeiner Frau ſich unterrichten laſſen. Zuweilen ſtellt auch Wera meine Geduld auf eine harte Probe. Mit einem Mal will ſie nichts von Poeſie wiſſen, will nichts leſen, von nichts ſprechen; ſetzt ſich hin und ſtickt, oder ſchäkert mit der kleinen Natalie, macht ſich mit der Haushälterin zu ſchaffen, läuft in die Küche, oder ſieht, die Arme aufſtemmend, unverwandt zum Fenſter hinaus, oder es fällt ihr gar ein, mit der Wärterin Karten zu ſpielen.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß man in ſolchem Falle ſie gewähren laſſen muß, bis ſie ſelbſt kommt, ein Geſpräch anfängt oder ein Buch in die Hand nimmt. Sie hat viel Selbſtſtändigkeit, was mich ſehr freut. In unſerer Jugend — weißt du noch? — begegnete es uns oft, irgend ein junges Mädchen unſere eignen Worte nachſprechen zu hören, und dieſes Echo begeiſterte uns, riß uns gar zu Huldigungen hin, bis wir auf einmal bemerkten, was dahinter war. Aber die hier — nein! Die hat ihr Köpfchen für ſich, die nimmt nichts auf Treu und Glauben an und läßt ſich durch keine Autorität einſchüchtern. Sie wird gerade nicht ſtreiten, aber auch nicht nachgeben. Wir haben uns öfter über Fauſt unterhalten; aber merkwürdiger Weiſe, von Gretchen ſpricht ſie ſelbſt nie ein Wort, ſondern hört nur, was ich darüber ſage. Mephiſtopheles erſchreckt ſie nicht als Teufel, ſondern mehr durch Etwas, „was in der Natur jedes Menſchen liegen könne.“

Das ſind ihre eigenen Worte.

Ich hatte ihr klar machen wollen, daß dieſes „Etwas“ von uns Reflexion genannt würde; aber ſie verſtand das Wort Reflexion nicht in dem Sinne, wie es die

Deutſchen gebrauchen, ſie kennt nur die franzöſiſche „réflexion“ und iſt gewohnt, dieſe als etwas ſehr Nützliches zu betrachten. Wunderbares Verhältniß zwiſchen uns! In gewiſſer Hinſicht kann ich ſagen, daß ich einen großen Einfluß auf ſie übe und ſie gleichſam erziehe; aber auch ſie ändert mich, ohne es ſelbſt zu merken, in Vielem zu meinem Vortheil. So verdank' ich es ihr zum Beiſpiel, daß ich neulich entdeckt habe, welch eine Maſſe von conventionellem und rhetoriſchem Beiwerk ſich in vielen berühmten poetiſchen Schöpfungen findet. Was ſie kalt läßt, das iſt in meinen Augen ſchon verdächtig. Ja, ich habe ein beſſeres, geläutertes Urtheil durch ſie gewonnen. Ihr nahe zu ſtehen, mit ihr zu verkehren, und nicht ein Anderer zu werden, iſt unmöglich.

Wohin ſoll dies alles nun aber führen? wirſt du fragen. Wahrhaftig, ich denke, zu weiter nichts. Ich verbringe die Zeit bis zum September auf's angenehmſte, dann reiſe ich ab . . . Die erſten Monate darauf wird mir das Leben höchſt trübe und langweilig vorkommen, dann aber wird die Gewohnheit das Ihrige thun.

Ich weiß, wie gefährlich jedes Verhältniß zwiſchen

einem Manne und einer jungen Frau iſt, wie unmerklich da ein Gefühl in das andere übergeht, und ich würde mich mit aller Kraft losreißen, wenn ich nicht inne geworden, daß wir Beide, Wera und ich, vollkommen ruhig ſind.

Einmal allerdings fiel etwas Seltſames zwiſchen uns vor. Ich weiß nicht, wie es kam — ich erinnere mich nur, daß wir Puſchkins „Onägin" zuſammen laſen. Da küßte ich ihr die Hand. Sie rückte leiſe weg und heftete einen Blick auf mich (einen Blick, wie den ihrigen, habe ich noch bei Niemanden geſehen: darin lag Nachdenken und Aufmerkſamkeit und eine gewiſſe Strenge) .... Plötzlich erröthete ſie, ſtand auf und ging davon. An dem Tage glückte es mir nicht mehr, mit ihr allein zu ſein. Sie wich mir aus. Und vier volle Stunden ſpielte ſie Karten mit ihrem Manne, der Gouvernante und der Wärterin. Am andern Morgen forderte ſie mich auf, mit ihr in den Garten zu gehen. Wir ſpazierten bis an den See. Plötzlich flüſterte ſie, ohne ſich zu mir umzuwenden: Ich bitte, thun Sie das nie wieder! Und gleich darauf fing ſie an, mir von etwas zu erzählen .... Ich war ſehr beſchämt.

Ich will es nur geſtehen, daß ihr Bild mir nicht mehr aus dem Sinne kommt, und faſt ſchreibe ich dir dieſen Brief nur, um von ihr reden zu können.

Doch ich höre Pferdegetrappel; mein Wagen fährt vor. Ich eile zu ihr. Mein Kutſcher fragt nicht mehr, wohin er fahren ſoll; ſobald ich mich in den Wagen ſetze, fährt er geradeswegs zu Priemkoffs. Zwei Werſt vom Dorfe, da, wo der Weg ſich plötzlich wendet, blickt hinter dem Birkenwäldchen ihr Haus hervor .... Es wird mir jedes Mal freudig um's Herz, wenn ich nur ihre Fenſter aus der Ferne ſchimmern ſehe. Der alte harmloſe Herr Schimmel, der von Zeit zu Zeit hinkommt, ſagt nicht ohne Grund in ſeiner ſittig feierlichen Ausdrucksweiſe, indem er auf Wera's Wohnung deutet: „Das iſt die Stätte des Friedens.“ Wirklich hat ſich in dieſem Hauſe der Engel des Friedens niedergelaſſen. — Tiutſchew ſingt:

Deck' mich mit deinem Flügel zu,
Beſänftige die wilde Pein —
Es zieht durch deinen Schatten Ruh
In die entzückte Seele ein ...

Doch genug; ſonſt denkſt du Gott weiß was davon. Nächſtens ſchreibe ich wieder .... Was aber

werde ich dir das nächſte Mal zu ſchreiben haben? — Adieu. — A propos: ſie ſagt niemals einfach Adieu, ſondern immer: „Nun, Adieu.“ Das gefällt mir außerordentlich.

Dein P. B.

P. S. Ich erinnere mich nicht, ob ich es dir geſagt habe: ſie weiß, daß ich einmal um ſie angehalten.

Sechſter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

M...., den 10. Auguſt 1850.

Geſtehe nur, du erwarteſt heute von mir einen Brief, voller Verzweiflung oder voll Entzücken. Weit gefehlt! Dieſer Brief wird ſein wie alle. Es iſt nichts Neues vorgefallen, und wie mir ſcheint, kann auch nichts vorfallen. Vor einigen Tagen machten wir eine Spazierfahrt auf dem See. Ich will ſie dir beſchreiben. Wir waren unſer Drei: ſie, ich und Schimmel. Ich begreife nicht, welches Vergnügen ſie daran haben kann, dieſen alten Deutſchen ſo oft einzuladen. Man ſagt, daß die Fürſtin Ch. mit ihm un-

zufrieden ſei, weil er anfange ſeine Stunden zu vernachläſſigen. Uebrigens war er diesmal ſehr unterhaltend. Priemkoff konnte uns nicht begleiten, da er an Kopfweh litt. Das Wetter war herrlich, luſtig: große, phantaſtiſch zerriſſene weiße Wolken am blauen Himmel, überall Glanz, heiterer Lärm im Gehölz; am Ufer das Anſchlagen und Plätſchern des Waſſers; auf den ſchlängelnden, goldglitzernden Wellen Friſche und Sonnenſchein!

Anfangs ruderten wir, Schimmel und ich, dann zogen wir das Segel auf und ſo ging's im Fluge davon. Der Schnabel unſeres Bootes durchſchnitt die Flut und hinterher zog ſich mit Ziſchen eine ſchäumende Furche. Wera führte mit ſicherer Hand das Steuer und lachte jedes Mal, wenn das Waſſer ihr in's Geſicht ſpritzte. Ihre Locken quollen unter einem Tuch, das um ihren Kopf geſchlungen war, hervor und flatterten leicht im Winde. Ich lag hingekauert auf dem Boden des Schiffes, beinah zu ihren Füßen. Schimmel zündete ſeine Pfeife an, rauchte und begann mit angenehmer Baßſtimme zu ſingen.

Zuerſt ſang er das alte Lied:

„Freut euch des Lebens,“

dann eine Arie aus der Zauberflöte, dann eine Romanze „Das A B C der Liebe.“ In dieſer Romanze wird das ganze Alphabet — natürlich mit angemeſſenen Sprüchlein — durchgegangen: von „A B C D — Wenn ich Dich ſeh“ bis „U V W X — Mach einen Knix.“ Schimmel ſang alle Verſe mit gefühlvollem Ausdruck, und du hätteſt nur ſehen ſollen, wie ſchelmiſch drollig er bei dem Worte „Knix“ mit dem linken Auge blinzte. Wera konnte ſich nicht enthalten ihm lächelnd mit dem Finger zu drohen .... Ich bemerkte: wie mir ſchiene, müſſe Herr Schimmel in ſeinen jungen Jahren ein luſtiges Bürſchchen geweſen ſein.

— O ja, ich konnte ſchon meinen Mann ſtehen, erwiderte er mit würdigem Selbſtgefühl, indem er die Aſche aus ſeiner Pfeife klopfte. — Als ich Student war, o ho ho!

Weiter ſprach er nichts, aber in dieſem „O ho ho!“ lag eine vielſagende Beredtſamkeit. Wera bat ihn, irgend ein Studentenlied zu ſingen, und ſogleich ſtimmte er an:

„Knaſter den gelben
Hat uns Apoll präparirt ꝛc.“

wobei er jedoch im Refrain etwas detonirte. Er war ſehr in Zug gekommen. Inzwiſchen hatte der Wind ſich recht erhoben, die Wellen gingen hoch, das Boot kam in's Schaukeln; die Schwalben ſtreiften dicht neben uns über das Waſſer hin. Wir zogen das Segel ein und begannen zu laviren. Plötzlich ſchlug der Wind heftig um, es gelang uns nicht den jähen Stoß zu pariren — eine Woge ſchlug über Bord und wir hatten viel Waſſer im Boot. Bei dieſer Gelegenheit entwickelte der alte Deutſche eine wahrhaft jugendliche Kraft und Gewandtheit. Er riß den Strick aus meiner Hand und ſtellte das Segel kunſtgerecht, mit den Worten: „So macht man's in Cuxhaven."

Wera mochte erſchrocken ſein, denn ſie wurde bleich; doch, ihrer Gewohnheit treu, ſagte ſie kein Wort. Sie hob ihr Kleid etwas auf und ſetzte die Füße auf einen Querbalken. Mir fielen plötzlich die Verſe Goethe's ein (ſeit einiger Zeit bin ich ganz voll von ihm):

Auf der Welle blinken
Tauſend ſchwebende Sterne —

und ich declamirte laut das ganze Lied. Als ich an den Vers kam:

Aug', mein Aug', was ſinkſt du nieder?

erhob Wera ſanft ihre Augen (ich ſaß tiefer als ſie, ſo daß ihr Blick auf mich herabfiel) und ſah lange in die Weite, beim Wehen des Windes unwillkürlich blinzelnd.

Ein feiner Regen begann zu tropfen und warf Bläschen auf dem See. Ich bot ihr meinen Paletot an, ſie hing ihn um ihre Schultern. Wir gelangten an's Ufer, und ich reichte ihr den Arm, um ſie nach Hauſe zu geleiten. Ich hatte das Bedürfniß mich über ſo Manches gegen ſie auszuſprechen, doch ich ſchwieg. Ich erinnere mich nur, ſie gefragt zu haben, warum ſie in ihrem Salon ſtets unter dem Portrait der Frau von Elzoff ſitze, wie ein Vogel unter den Flügeln ſeiner Mutter.

— Ihr Vergleich iſt ſehr richtig, erwiderte ſie: ich möchte nie ohne dieſe ſchützenden Flügel ſein.

— Warum wollen Sie Ihre Freiheit nicht genießen? fragte ich wieder.

Sie antwortete nicht.

Ich weiß eigentlich nicht, weshalb ich dir von dieſer Spazierfahrt erzählt habe. Vielleicht darum, weil ſie für mich eines der wonnigſten Ereigniſſe in den letztverfloſſenen Tagen war, obgleich es, genau be-

trachtet, doch gar kein Ereigniß zu nennen iſt. Aber mir war ſo ſelig, ſo ſtill vergnügt und leicht um's Herz, daß Thränen, milde, ſüße Thränen mir unaufhaltſam in's Auge drangen.

Und denke dir: als ich am andern Morgen dem Bosket zuſchritt, höre ich eine angenehme wohlklingende Frauenſtimme das Lied „Freut euch des Lebens!“ ſingen. Ich näherte mich: es war Wera. — Bravo! rief ich; habe gar nicht gewußt, daß Sie eine ſo herrliche Stimme haben.

Sie erröthete und ſchwieg. Sie beſitzt wirklich eine wunderhübſche Sopranſtimme. Aber ich bin überzeugt, daß ſie keine Ahnung davon hatte. Welche Schätze mögen noch unbewußt in ihr ſchlummern! Sie kennt ſich ſelbſt nicht. Aber iſt eine ſolche Frau in unſerer Zeit nicht ein wahres Wunder?

12. Auguſt.

Wir hatten geſtern eine ſeltſame Unterredung, indem wir auf Geiſtererſcheinungen zu ſprechen kamen. Wera glaubt daran und behauptet gute Gründe dafür zu haben. Priemkoff, der auch zugegen war, ſenkte die Augen und nickte mit dem Kopfe, wie zur Beſtätigung ihrer Worte.

Ich richtete einige Fragen an ſie, bemerkte aber bald, daß der Gegenſtand ihr unangenehm war. Wir fingen an, über die Einbildung und die Macht, welche ſie über uns ausübt, zu reden. Ich erzählte, daß ich in meiner Jugend viel von Glück träumte (wie die Meiſten, die im Leben keines gehabt oder keines haben). Unter andern Träumen war einer, der mich beſonders entzückte: mit einer geliebten Frau einige Wochen in Venedig zu verleben. Ich dachte mir das ſo oft und ſo lebhaft, beſonders Nachts, daß ich ein vollſtändiges Bild davon gewann, welches ich nach Belieben vor mir hinzaubern konnte — ich brauchte nur die Augen zu ſchließen. Folgendes malte ich mir aus. Eine linde, mondhelle Nacht voll Duft .... du meinſt vielleicht, von Orangen? nein, von Vanille und Cactus; dazu einen weiten Waſſerſpiegel, eine große von Olivenbäumen überwachſene Inſel; auf der Inſel, hart am Ufer, ein gemüthliches Marmorhaus mit offenen Fenſtern. Muſik ertönt, Gott weiß woher; das Licht einer halbverhängten Lampe drinnen wirft einen ſanften Schein auf die Zweige der dunkeln Bäume. Von der Brüſtung eines der Fenſter wallt eine Sammetdecke mit Goldfranſen hernieder bis zum Waſſerſpiegel.

Auf dieſe Decke gelehnt ſitzen nebeneinander Er und Sie und ſchauen hinaus nach dem fern auftauchenden Venedig. Und alles das ſchwebte mir ſo deutlich vor, als ob ich es mit eigenen Augen geſehen hätte.

Wera hörte meinen Phantaſien zu und ſagte: auch ſie habe oft Träumereien, doch ganz anderer Art. So träume ſie ſich in die Wüſten Afrika's neben irgend einem kühnen Reiſenden, oder ſie folge den Spuren Franklins auf dem Eismeer und ſtelle ſich lebhaft alle Entbehrungen, alle Strapazen vor, mit denen ſie zu kämpfen habe . . . .

— Du haſt zu viel Reiſebeſchreibungen geleſen, ſagte ihr Mann.

— Kann ſein, erwiderte ſie. Aber wenn man einmal träumen will, was hat man nur davon, Unmögliches zu träumen?

— Und warum nicht? rief ich. Warum das arme Unmögliche verdammen?

— Ich habe mich falſch ausgedrückt, erwiderte ſie. Ich wollte ſagen: was hat man nur davon, Träumereien von unſerm perſönlichen Glück nachzuhängen? Damit erreichen wir's doch nicht — alſo wozu ihm nachjagen? Es iſt mit der menſchlichen Glückſeligkeit

wie mit der Geſundheit: wir beſitzen ſie, ſo lange wir nicht daran denken.

Dieſe Worte ſetzten mich in Erſtaunen. Dieſe Frau hat eine große Seele, glaub' es mir . . . .

Von Venedig kamen wir auf Italien und die Italiener zu ſprechen.

Priemkoff ging hinaus und ich blieb mit Wera allein.

— Auch in Ihren Adern fließt italieniſches Blut, bemerkte ich.

Ja, erwiderte ſie. Soll ich Ihnen das Portrait meiner Großmutter zeigen?

— Sie werden mich ſehr verbinden.

Sie ging in ihr Cabinet und brachte ein großes goldenes Medaillon mit heraus.

Sie öffnete es, und ich erblickte darin zwei ausgezeichnete Miniaturbilder: von ihrem Großvater und ihrer Großmutter, jenem albaneſiſchen Landmädchen. Beim Großvater Wera's fiel mir die Aehnlichkeit mit Frau v. Elzoff, ſeiner Tochter, auf; nur kamen mir in der weißen Wolke von Puder ſeine Züge noch ſtrenger und ſchärfer vor, und aus ſeinen kleinen gelblichen Augen zuckte finſterer Trotz. Aber welch ein Antlitz

hatte die Italienerin! Ueppig, offen wie eine vollblühende Roſe, mit großen, feuchten Augen und ſelbſtzufrieden lächelnden, friſchrothen Lippen; die feinen, beweglichen Naſenflügel ſchienen noch wie nach feurigen Küſſen zu zittern, die bräunlichen Wangen glühten nur ſo von Jugend, Geſundheit und weiblicher Kraft. Dieſe Stirne war, Gott ſei Dank, von des Gedankens Bläſſe nicht angekränkelt! .... Sie war dargeſtellt in ihrer albaneſiſchen Tracht; der Künſtler (ein Meiſter) hatte in ihr pechſchwarzes, bläulich ſchimmerndes Haar einen Rebenzweig geſchlungen. Dieſer bacchiſche Schmuck paßt ganz vortrefflich zu dem Ausdruck ihres Geſichtes. Und weißt du, an wen dieſes mich erinnert? An unſere Manon Lescaut in dem ſchwarzen Rahmen. Was aber das Merkwürdigſte iſt: es ſchien mir bei längerer Betrachtung des Portraits, daß auch Wera's Geſicht trotz der Grundverſchiedenheit der Umriſſe eine gewiſſe Aehnlichkeit damit im Lächeln und im Blicke habe ....

Ja, ich wiederhole es: weder ſie ſelbſt, noch irgend Jemand auf der Welt kennt Alles, was in ihr ſchlummert ....

Noch etwas! Frau v. Elzoff hat einige Tage vor

Wera's Vermählung ihre ganze Lebensgeſchichte, den Tod ihrer Mutter u. ſ. w. — wahrſcheinlich zu didactiſchem Zwecke — ihr erzählt. Auf Wera machte einen ganz beſondern Eindruck das, was ſie von ihrem Großvater, jenem geheimnißvollen Herrn Ladanow, erfuhr. Ob etwa daher ihr Glaube an Geiſtererſcheinungen rührt? Es iſt ſeltſam, daß gerade dieſe ſo reine und lichte Seele die finſtere, unterirdiſche Welt fürchtet und daran glaubt . . . .

Doch wozu ſchreibe ich dir alles das? Uebrigens, da ich es einmal auf's Papier geworfen, mag's auch an dich abgehen.

Dein P. B.

Siebenter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

M . . . ., den 22. Auguſt 1850.

Es ſind zehn Tage, daß ich dir nicht geſchrieben habe . . . . Ach, mein Freund, ich kann es nicht mehr bergen, ich muß dir ſagen, wie ſchwer mir zu Muthe iſt, wie ich ſie liebe! . . . . Du kannſt dir

denken, mit welchem ſchmerzlichen Beben ich dieſes verhängnißvolle Wort niederſchreibe. Ich bin kein Knabe mehr und auch kein Jüngling; ich bin nicht mehr in dem Alter, wo es faſt unmöglich iſt, Andere, und ſo leicht iſt, ſich ſelbſt zu täuſchen. Ich weiß und ſehe alles klar. Ich weiß, daß ich bald ein Vierziger bin, daß Wera eines Andern Frau iſt und ihren Mann liebt; ich weiß ſehr wohl, daß ich von dem unſeligen Gefühl, welches mich ergriffen hat, nichts als heimliche Qualen und ein ſchließliches Aufzehren meiner Lebenskräfte zu erwarten habe. — Das alles weiß ich und hoffe und verlange nichts; und doch ſchafft mir dieſe Ergebung keine Erleichterung.

Schon ſeit einem Monat bemerkte ich, daß meine Neigung für Wera immer mehr und mehr zunahm, ich war beunruhigt und erfreut zugleich darüber .... Allein konnte ich mir denken, daß ich abermals von einer der Leidenſchaften beherrſcht ſein würde, die gleich der Jugend verſchwinden, ohne wiederzukehren? Doch was ſage ich! So habe ich nie geliebt, nein, nie! Manon Lescaut, Frétillon waren einſt meine Idole. Solche Idole ſind leicht zerbrochen. Erſt jetzt weiß ich, was es heißt: ein Weib lieben. Ich ſchäme mich

faſt ſo zu ſprechen, aber es iſt einmal ſo. Ich ſchäme mich .... Die Liebe iſt nur Egoismus, und in meinem Alter iſt der Egoismus nicht mehr verzeihlich. Mit ſiebenunddreißig Jahren iſt es nicht mehr erlaubt, für ſich allein zu leben; da muß man ſich nützlich machen, einen Zweck haben, ſich einem Beruf widmen, eine Pflicht erfüllen.

Auch ich hatte begonnen mich ernſtlich zu beſchäftigen .... Doch meine guten Vorſätze ſind verweht, wie Spreu im Winde! Jetzt fällt mir ein, was ich dir in meinem erſten Briefe ſagte: ich ſprach davon, daß mir ein gewiſſes Etwas fehlte, was ich noch nicht empfunden — und wie jählings iſt die Verſuchung nun über mich gekommen.

Da ſtehe ich, gedankenlos in die Zukunft ſtarrend: ein dichter Schleier verhüllt ſie meinem Auge; mein Herz iſt ſchwer und traurig. Aeußerlich ſuche ich vor Anderen und vor mir ſelbſt Ruhe zu bewahren — ich weiß mich wohl zu halten, ich betrage mich nicht wie ein Kind; aber an meiner innerſten Seele nagt der Wurm bei Tag und Nacht.

Wie ſoll das enden?

Bisher war ich nur, fern von ihr, betrübt und

unruhig; ihre Nähe genügte, mich zu beſänftigen.... Jetzt bin ich auch in ihrer Gegenwart nicht ruhig — und das erſchreckt mich.

O, mein Freund, wie hart iſt es, ſich ſeiner Thränen ſchämen und ſie verbergen zu müſſen! Der Jugend allein iſt es erlaubt zu weinen, ihr allein geziemen die Thränen ....

Ich vermag dieſen Brief nicht durchzuleſen; er hat ſich meinem Herzen wie ein Seufzer entrungen, und ich kann nichts hinzufügen, nichts erzählen .... Laß mir nur Zeit. Ich werde mich faſſen, wieder zu mir kommen und wie ein Mann zu dir reden; jetzt aber möchte ich mein Haupt an deine Bruſt lehnen und....

O Mephiſtopheles! auch du kannſt mir nicht helfen. Ich habe abſichtlich innegehalten, abſichtlich die ironiſche Ader in mir gereizt, mich ſelbſt daran gemahnt, wie lächerlich und fad mir alle dieſe Liebesklagen und Herzensergießungen in einem Jahre oder wohl gar ſchon in einem halben Jahre erſcheinen würden .... Doch Mephiſtopheles iſt ohnmächtig und der Stachel ſeines Witzes iſt ſtumpf geworden. Leb wohl.

Dein P. B.

Achter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

M . . . ., 8. September 1850.

Mein theurer Freund!

Du haſt dir meinen letzten Brief zu ſehr zu Herzen genommen. Du weißt, wie ich immer geneigt war, meine Empfindungen zu übertreiben. Es macht ſich das unwillkürlich bei mir: ich habe etwas Weibliches in meiner Natur. Mit den Jahren wird das gewiß ſchon vergehen. Doch ich bekenne mit Seufzen, bis zur Stunde habe ich dieſe Schwäche noch nicht überwinden können. Indeß beruhige dich. Ich will den Eindruck nicht verleugnen, den Wera auf mich gemacht hat; allein ich wiederhole dir, in alledem liegt durchaus nichts Ungewöhnliches. Du willſt hierher kommen, ſchreibſt du — das ſollſt du ja nicht. Eine Reiſe von tauſend Werſt zu machen, Gott weiß weshalb — das wäre unſinnig. Aber ich bin dir von Herzen dankbar für dieſen neuen Beweis deiner Freundſchaft und, glaube mir, ich werde dir das nie vergeſſen. Deine Reiſe hierher iſt auch ſchon deshalb unſtatthaft, da ich ſelbſt beabſichtige, demnächſt nach Petersburg

zu gehen. Wenn ich neben dir auf dem Sopha ſitzen werde, will ich dir vieles erzählen; jetzt mag ich wahrlich nicht. Wäre im Stande, wieder allerlei wirres Zeug zu ſchwatzen. Vor meiner Abreiſe ſchreibe ich dir noch einmal. Alſo auf baldiges Wiederſehen! Bleibe geſund und munter und beunruhige dich nicht allzu ſehr über das Schickſal

deines treu ergebenen P. B.

Neunter Brief.

(Derſelbe an denſelben.)

P... wo, 10. März 1853.

Ich habe deinen Brief lange unbeantwortet gelaſſen, dieſe letzten Tage aber immerfort an ihn gedacht. Ich fühlte, daß keine müßige Neugier ihn dictirt habe, ſondern aufrichtige freundſchaftliche Theilnahme; dennoch ſchwankte ich, ob ich deinem Rathe folgen, deinen Wunſch erfüllen ſollte. Endlich habe ich mich dazu entſchloſſen und will dir alles erzählen. Ob meine Beichte mir das Herz erleichtern wird, wie du meinſt, weiß ich nicht; aber es ſcheint mir, daß

ich kein Recht habe, dir etwas zu verhehlen, was mein Leben auf immer völlig umgewandelt hat; daß dies eine Unterlaſſungsſünde gegen dich ſein würde .... Ach! eine noch größere Sünde gegen die unvergeßliche liebe Seele, wenn ich unſer trauriges Geheimniß nicht dem einzigen Herzen anvertraute, welches mir noch theuer iſt. Du allein auf der Welt außer mir erinnerſt dich vielleicht noch Wera's, und du beurtheilſt ſie leichtfertig und falſch: das kann ich nicht ertragen. Darum ſollſt du Alles wiſſen. Ach! dies Alles ließe ſich in zwei Worten ſagen. Was zwiſchen uns vorgefallen, kam jählings über uns wie ein Blitz, und wie der Blitz brachte es Tod und Verderben....

Seit jener Zeit, wo ich ſie verloren, ſeit jener Zeit, wo ich mich in dieſe Einöde geflüchtet, die ich bis an mein Lebensende nicht mehr verlaſſen werde, ſind mehr als zwei Jahre hingegangen, und Alles iſt noch ſo klar in meinem Gedächtniß, meine Wunden ſind noch ſo friſch, mein Gram noch ſo bitter .... Doch ich will nicht klagen. Bei Andern mag das Klagen, das den Schmerz aufregt, ihn zugleich lindern; bei mir nicht. Ich will nur erzählen.

Erinnerſt du dich meines letzten Briefes — jenes

Briefes, in welchem ich deine Befürchtungen zu zerſtreuen ſuchte — und deine beabſichtigte Reiſe zu mir widerrieth? Du trauteſt nicht der gezwungenen Ungenirtheit ſeines Tones, glaubteſt nicht an unſer baldiges Wiederſehen — du hatteſt Recht. Am Vorabend deſſelben Tages, wo ich dir ſchrieb, hatte ich erfahren, daß ich geliebt war.

Indem ich dieſe Worte niederſchreibe, fühle ich tief, wie ſchwer es mir ſein wird, meine Erzählung zu vollenden. Der unabläſſige Gedanke an ihren Tod wird mit doppelter Gewalt mich martern; dieſe Erinnerungen werden mir das Herz verbrennen .... Doch ich will mich zu bemeiſtern ſuchen und lieber aufhören zu ſchreiben, als ein Wort zu viel ſagen.

Nun höre zunächſt, wie ich erfuhr, daß mich Wera liebte. Vor Allem muß ich dir verſichern (und du wirſt es mir glauben), daß ich bis zu dem erwähnten Tage nicht die leiſeſte Ahnung davon hatte. Allerdings fand ich ſie gegen ihre frühere Gewohnheit zuweilen nachdenklich, zerſtreut, begriff aber nicht, woher das kam. Da endlich eines Tages, es war der ſiebente September — ein denkwürdiger Tag für mich! — begab ſich Folgendes. Du weißt, wie ich ſie liebte,

und wie es mir das Herz abdrückte. Ich ging um wie ein Schatten, und es litt mich nirgends. Ich wollte zu Hause bleiben, hielt es aber nicht aus und eilte zu ihr. Ich fand sie allein in ihrem Cabinet. Priemkoff war nicht zu Hause, er war auf die Jagd gegangen. Als ich mich Wera näherte, sah sie mich starr an, ohne meinen Gruß zu erwidern. Sie saß beim Fenster, auf ihrem Schooße lag ein Buch, welches ich sogleich erkannte: es war mein Faust. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck von Ermüdung. Ich setzte mich ihr gegenüber. Sie bat mich, ihr die Scene vorzulesen, wo Gretchen die Frage an Faust richtet, ob er an Gott glaube. Ich nahm das Buch und fing an zu lesen. Als ich geendet hatte, sah ich sie an. Sie hatte den Kopf auf die Lehne des Sessels zurückgebeugt und, die Hände auf der Brust gekreuzt, blickte sie unverwandt auf mich.

Mir begann — ich weiß nicht, warum — das Herz mächtig zu schlagen.

— Was haben Sie aus mir gemacht! sprach sie langsamen Tones.

— Wie so? fragte ich bestürzt.

— Was haben Sie aus mir gemacht! wiederholte sie.

— Sie wollen ſagen, entgegnete ich, warum ich Sie veranlaßt habe, ſolche Bücher zu leſen?

Sie erhob ſich ſchweigend und verließ das Zimmer. Mein Auge folgte ihr.

In der Thüre blieb ſie ſtehen und wandte ſich wieder um zu mir.

— Ich liebe Sie — ſagte ſie. Nun wiſſen Sie, was Sie aus mir gemacht haben.

Das Blut ſtieg mir zu Kopfe . . . .

— Ich liebe Sie, ich bin in Sie verliebt, wiederholte Wera.

Sie ging und ſchloß die Thür hinter ſich.

Ich werde dir nicht zu ſchildern verſuchen, was damals in mir vorging. Ich erinnere mich nur, daß ich in den Garten ſtürzte, mich in's Dickicht verlor, an einen Baum lehnte, und ſo ſtehen blieb — wie lange weiß ich nicht mehr. Ich war wie erſtarrt, aber zugleich ergoß ſich ein unbeſchreibliches Wonnegefühl über mein Herz . . . . Nein, dergleichen läßt ſich nicht beſchreiben. Die Stimme Priemkoffs weckte mich plötzlich aus meiner Betäubung. Man hatte ihm meine Ankunft melden laſſen, er war von der Jagd umgekehrt, und ſuchte mich. Er war erſtaunt, mich ohne

Hut im Garten zu finden, und führte mich in's Haus zurück.

— Meine Frau iſt im Salon, ſagte er: gehen wir zu ihr.

Du kannſt dir vorſtellen, mit welchen Gefühlen ich die Schwelle des Salons betrat.

Wera ſaß in einer Ecke mit einer Stickerei beſchäftigt. Ich ſah ein paar Mal verſtohlen nach ihr hin: zu meiner Verwunderung ſchien ſie ruhig. In dem, was ſie ſprach, im Tone ihrer Stimme war keine Aufregung bemerkbar. Endlich faßte ich ſie offen in's Auge. Unſere Blicke begegneten ſich .... Sie erröthete ein wenig, und beugte ſich über ihren Stickrahmen. Ich beobachtete ſie aufmerkſam. Sie war wie mit ſich uneins, ein unfrohes Lächeln zuckte hin und wieder um ihre Lippen. Priemkoff entfernte ſich. Plötzlich erhob ſie das Haupt, und fragte mich laut: Was gedenken Sie nun zu thun?

Dieſe Frage verwirrte mich, doch raſch erwiderte ich mit gepreßter Stimme:

— Ich gedenke zu handeln als ein rechtſchaffener Mann und Sie zu verlaſſen, weil .... weil ich Sie

liebe, Wera Nikolajewna, wie Sie ſicher ſchon lange bemerkt haben werden.

Sie beugte ſich wieder über ihren Strickrahmen und verſank in Nachdenken.

— Ich muß mit Ihnen reden, ſagte ſie. — Kommen Sie heute Abend nach dem Thee in den Pavillon, wo Sie den Fauſt geleſen haben.

Sie ſagte das ſo vernehmlich, daß ich jetzt noch nicht begreife, wie Priemkoff, der in demſelben Augenblick in's Zimmer trat, nichts davon hörte.

Langſam, ermüdend langſam ſchlich dieſer Tag dahin. Wera blickte zuweilen um ſich mit einem Ausdruck, als ob ſie fragen wollte: Träum' ich oder wach' ich? Aber zu gleicher Zeit offenbarte ihr Geſicht feſte Entſchloſſenheit.

Ich konnte gar nicht wieder zu mir ſelbſt kommen. Wera liebt mich! Dieſe Worte durchkreiſten unaufhörlich mein armes Gehirn; aber ich verſtand ſie nicht — ich verſtand mich ſelbſt nicht, noch die geliebte Frau. Ich wagte einem ſo unerwarteten, einem ſo bewältigenden Glücke nicht zu trauen. Mit Anſtrengung rief ich mir das Vergangene in's Gedächtniß zurück und ſah aus und ſprach ebenfalls wie ein Träumender ....

Nach dem Thee, als ich mir ſchon den Kopf zerbrach, wie ich mich am beſten aus dem Hauſe wegſtehlen könne, erklärte ſie ſelbſt plötzlich, daß ſie ſpazieren gehen wolle, und forderte mich auf, ſie zu begleiten. Ich erhob mich, nahm meinen Hut und folgte ihr. Ich wagte nicht zu reden, ja, ich athmete kaum. Ich wartete auf das erſte Wort von ihr, wartete auf eine Erklärung; aber ſie ſchwieg. Schweigend kamen wir nach dem chineſiſchen Pavillon, ſchweigend traten wir ein, und dort — bis dieſen Augenblick weiß ich nicht, noch kann ich begreifen, wie es zuging — dort fanden wir uns, plötzlich Eins in den Armen des Andern. Irgend eine geheimnißvolle, unſichtbare Macht hatte mich zu ihr gedrängt — ſie zu mir.

Ihr Geſicht, mit den zurückfallenden Locken, beſchien der letzte Schimmer des Tages; es leuchtete auf von einem Lächeln ſeliger Selbſtvergeſſenheit — und unſre Lippen preßten ſich in einem Kuſſe zuſammen . . . .

Dieſer Kuß war der erſte und letzte.

Wera riß ſich plötzlich aus meinen Armen los, und mit einem Ausdruck des Entſetzens in den weitgeöffneten Augen, ſchwankte ſie zurück.

— Sehen Sie doch! ſagte ſie mit bebender Stimme. — Sehen Sie denn nichts?

Ich wandte mich raſch um.

— Ich ſehe nichts. Sehen Sie denn etwas?

— Jetzt nicht mehr, aber ich ſah . . . .

Sie athmete tief und langſam auf.

— Wen denn, was denn?

— Meine Mutter! hauchte ſie zitternd.

Auch ich erbebte, wie von Froſt durchrieſelt. Es wurde mir bange um's Herz, wie einem Verbrecher. Und war ich nicht ein Verbrecher in dieſem Augenblick?

— Hören Sie auf! verſetzte ich — was ſoll das? Sagen Sie mir lieber . . . .

— Nein, um Gottes willen, nein! unterbrach ſie mich, mit beiden Händen ſich an den Kopf greifend. Das iſt Wahnſinn . . . . Ich verliere den Verſtand . . . . Damit iſt nicht zu ſcherzen . . . . Das iſt der Tod . . . . Leben ſie wohl!

Ich ergriff ihre Hand.

Um des Himmels willen, bleiben ſie noch einen Augenblick! rief ich in unwillkürlicher Aufregung. Ich wußte nicht, was ich ſprach und hielt mich kaum noch

aufrecht. Um des Himmels willen .... das iſt zu grauſam ....

Sie heftete die Augen auf mich; dann ſprach ſie haſtig:

— Morgen, morgen Abend, heute nicht. Ich bitte Sie .... heute fahren Sie nach Hauſe .... morgen Abend kommen Sie zum Gartenpförtchen dort beim See. Ich werde dort ſein, ich werde kommen.... Ich ſchwöre dir, daß ich kommen werde! wiederholte ſie mit einem Ausdruck von Hingeriſſenheit, und ihre Augen glänzten .... Niemand ſoll mich abhalten, ich ſchwör' es! Dann werde ich dir alles ſagen, nur heute laß mich ....

Und ehe ich noch ein Wort erwidern konnte, war ſie verſchwunden.

In tiefinnerſter Erſchütterung blieb ich zurück. Mein Kopf wirbelte. Durch die raſende Wonne, von der mein ganzes Weſen erfüllt war, ſtahl ſich ein Gefühl der Bangigkeit.

Ich blickte um mich. Es kam mir unheimlich vor in dem dumpfen, feuchten Zimmer mit der niedrigen Wölbung und den dunkeln Wänden. Ich verließ den Pavillon und ging mit ſchweren Schritten dem Hauſe

zu. Wera erwartete mich auf der Terraſſe; doch wie ich mich näherte, verſchwand ſie in's Haus, und zog ſich ſofort in ihr Schlafgemach zurück. Ich fuhr nach Hauſe. Wie ich die Nacht und den folgenden Tag bis zum Abend verbrachte, läßt ſich unmöglich ſchildern. Ich weiß nur, daß ich auf dem Geſichte dalag, es in beide Hände bergend, Wera's ſeliges Lächeln vor dem Kuſſe mir zurückrief und flüſterte: Da iſt ſie endlich!

Es fielen mir auch die Worte ein, die Wera mir von ihrer Mutter mitgetheilt. Dieſe hatte einmal zu ihr geſagt: „Du biſt wie Eis: ſo lange das nicht ſchmilzt, iſt es feſt wie Stein; aber einmal geſchmolzen, bleibt keine Spur davon.“

Noch etwas kam mir in's Gedächtniß: wie ich mich eines Tages mit Wera unterhielt über das, was tieferes Verſtändniß, was Talent heißt. „Ich habe,“ ſagte ſie, „nur ein Talent: zu ſchweigen bis zum letzten Augenblick.“ Damals verſtand ich nichts davon.

Aber was bedeutet ihr Schrecken? fragte ich mich ſelbſt .... Kann ſie denn wirklich ihre Mutter geſehen haben? Das war ein Spiel der Phantaſie, nichts weiter, dachte ich, und auf's neue überließ ich mich dem beklemmenden Gefühl der Erwartung.

Am ſelben Tage ſchrieb ich dir — es iſt mir eine peinliche Erinnerung! — jenen ſchlau durchdachten Brief.

Abends, noch vor Sonnenuntergang, ſtand ich ſchon fünfzig Schritte weit von dem Gartenpförtchen, in dem hohen und dichten Gebüſch am Ufer des Sees. Ich hatte den ganzen Weg zu Fuß gemacht. Und zu meiner Schande muß ich dir geſtehen, daß Furcht, eine wahrhaft kindiſche Furcht meine Bruſt durchſchauerte, mich förmlich zittern machte; aber Reue empfand ich nicht. Verſteckt in dem Gebüſch, ſpähte ich unaufhörlich nach dem Pförtchen: es war und blieb geſchloſſen.

Schon ging die Sonne unter, es ward ſpät. Schon ſtiegen die Sterne am Himmel auf und Dunkelheit trat ein. Niemand zeigte ſich. Ich wurde wie vom Fieber geſchüttelt. Schon war die Nacht völlig hereingebrochen. Länger konnte ich es nicht aushalten. Vorſichtig verließ ich mein Verſteck und näherte mich dem Pförtchen. Alles war ſtill im Garten. Ich rief mit leiſer Stimme Wera, rief zum zweiten, zum dritten Mal .... Keine Antwort. Eine halbe Stunde verfloß, eine ganze Stunde; inzwiſchen war es ganz finſter geworden. Das Warten erſchöpfte mich. Da zog ich

das Pförtchen an, öffnete es, und auf den Zehen, leiſe, wie ein Dieb, näherte ich mich dem Hauſe. Ich blieb im Schatten der Linden ſtehen. Im Hauſe waren faſt alle Fenſter erleuchtet; in den Zimmern ſah ich Leute auf- und abgehen. Dies verwunderte mich. Meine Uhr, ſo weit ich beim trüben Schimmer der Sterne unterſcheiden konnte, zeigte halb Zwölf. Plötzlich höre ich ein Geräuſch hinter dem Hauſe, ein Wagen raſſelt aus dem Hofe.

Das iſt ohne Zweifel Beſuch geweſen, dachte ich. Hiernach jede Hoffnung aufgebend, Wera noch zu ſehen, verließ ich den Garten und kehrte eiligen Schrittes nach Hauſe zurück. Es war eine dunkle Septembernacht, aber warm und ſtill. Das Gefühl, welches mich beherrſchte — es war nicht ſowohl Verdruß als Kummer — legte ſich nach und nach. Und ich kam in meiner Wohnung an, etwas ermüdet vom raſchen Gang, aber beruhigt durch die Stille der Nacht, in glücklicher und faſt heiterer Stimmung. Ich ging in mein Schlafzimmer, entließ meinen Kammerdiener Timotheus, warf mich unausgekleidet auf's Bett und verſank in Nachdenken.

Anfangs waren es freudige Träumereien, denen

ich mich hingab; bald aber trat eine ſeltſame Veränderung ein. Unwillkürlich kam eine unbeſchreibliche Bangigkeit, eine tiefe, nagende Unruhe über mich. Ich konnte den Grund davon nicht begreifen; aber es wurde mir immer peinlicher und drückender, als ob irgend ein nahes Unheil mich bedrohte, als ob irgend ein liebes Weſen in dieſem Augenblicke litte und mich zu Hilfe riefe.

Auf dem Tiſche brannte die Wachskerze mit ſchwacher, unbeweglicher Flamme; die Uhr tickte gemeſſen und einförmig. Ich ſtützte den Kopf auf die Hand und ließ die Blicke im Halbdunkel meines einſamen Zimmers umherſchweifen. Ich dachte an die Geliebte, und ein tiefes Weh ging mir durch die Seele. Alles, worüber ich mich ſo gefreut hatte, erſchien mir jetzt in ſeinem wahren Lichte: als ein Unglück, als unentrinnbares Verderben. Mit jedem Augenblick wuchs meine Angſt; ich konnte nicht länger liegen bleiben, und plötzlich war es mir wieder, als ob Jemand mit flehender Stimme mich riefe .... Zitternd hob ich den Kopf in die Höhe .... Richtig, ich hatte mich nicht getäuſcht! Von fern her erſcholl ein klagender Ruf und widerhallte leiſe dröhnend an den dunkeln

Fenſterſcheiben. Es wurde mir unheimlich; ich ſprang aus dem Bette und öffnete das Fenſter. Ein deutlicher Weheruf drang in's Zimmer und ſchwirrte gleichſam über mir. Schauernd vor Entſetzen vernahm ich ſeine letzten, aushallenden Schwingungen.

Es klang, wie wenn Jemand in der Ferne unter dem Meſſer ſeines Mörders um Schonung flehte. War es der Schrei einer Eule im Wald, oder das Stöhnen irgend eines andern Geſchöpfes? — Ich gab mir damals keine Rechenſchaft darüber, und unwillkürlich ſtieß ich die Worte aus:

— Wera! Wera! biſt du es, die mich ruft?

Meine Stimme erweckte Timotheus. Verwundert und ſchlaftrunken erſchien er vor mir.

Ich ſammelte mich wieder, trank ein Glas kaltes Waſſer, und ging in ein anderes Zimmer; aber Schlaf kam nicht in meine Augen. Mein Herz pochte krankhaft, wenn auch nicht ſchnell. Ich konnte mich nicht mehr Träumen von Glück überlaſſen; ich wagte nicht mehr daran zu glauben.

Am folgenden Morgen begab ich mich zu Priemkoff. Er trat mir mit beſorgtem Geſicht entgegen.

— Meine Frau iſt krank, hub er an: ſie liegt im Bette. Ich habe einen Arzt holen laſſen.

— Was iſt denn mit ihr? . . . .

— Ich begreife es nicht. Geſtern Abend war ſie in den Garten gegangen, und plötzlich kehrte ſie um, ganz außer ſich vor Entſetzen. Ihre Kammerfrau eilte nach mir. Ich komme, frage meine Frau: was haſt du denn? Sie antwortete nichts, und von dem Augenblicke liegt ſie darnieder. In der Nacht fing ſie an zu phantaſiren. Gott weiß, was ſie alles da vorgebracht hat. Auch von Ihnen ſprach ſie. Die Kammerfrau erzählte mir eine wunderbare Geſchichte. Meiner Wera ſei im Garten ihre verſtorbene Mutter erſchienen; es ſei ihr vorgekommen, als ginge dieſe mit ausgebreiteten Armen ihr entgegen.

Du kannſt dir vorſtellen, was ich bei dieſen Worten empfand.

— Das iſt freilich dummes Zeug, fuhr Priemkoff fort — indeß muß ich bekennen, daß meine Frau in ähnlicher Art ſchon merkwürdige Dinge erlebt hat.

— Aber ſagen Sie, iſt Ihre Frau ernſthaft krank?

— Ja wohl, ſehr krank; ſie hatte eine böſe Nacht. Jetzt ſchlummert ſie ein wenig.

— Und was ſagt denn der Arzt?

— Der Arzt ſagt, die Krankheit habe noch keinen beſtimmten Charakter angenommen .....

12. März.

Ich kann nicht ſo fortfahren, wie ich angefangen habe, theurer Freund. Das greift mich zu ſehr an, und reißt meine Wunden zu ſchmerzhaft auf. Die Krankheit — um mich der Worte des Arztes zu bedienen — nahm einen beſtimmten Charakter an, und Wera ſtarb an dieſer Krankheit. Zwei Wochen nach dem verhängnißvollen Tage unſeres kurzen Stelldichein war ſie nicht mehr unter den Lebenden. Ich habe ſie noch einmal vor ihrem Ende geſehen. Das iſt die grauſamſte meiner Erinnerungen. Ich hatte ſchon von dem Arzte gehört, daß keine Hoffnung war. Spät Abends, da im Hauſe ſchon alles ſich hingelegt, ſtahl ich mich an die Thür ihres Schlafzimmers, um einen letzten Blick auf ſie zu werfen. Da lag ſie im Bette mit geſchloſſenen Augen, ganz abgemagert, die Wangen fieberhaft geröthet. Wie verſteinert ſtand ich vor ihr. Auf einmal öffnete ſie die Augen, heftete ſie auf mich, ſah mich ſtarr an, und zu meinem

Schrecken richtete ſie ſich plötzlich empor, ſtreckte ihre abgemagerte Hand aus, und ſprach die Worte Gretchens:

Was will der an dem heiligen Ort?
Er will mich! . . . . . .

Sie ſprach das mit einer ſo grauenvoll klingenden Stimme, daß ich entſetzt davon lief. Faſt während der ganzen Zeit ihrer Krankheit phantaſirte ſie von Fauſt und von ihrer Mutter, welche ſie bald Martha, bald Gretchens Mutter nannte.

Wera ſtarb. — Ich war bei ihrer Beerdigung zugegen. Seit der Zeit habe ich alles aufgegeben, und mich auf immer hier niedergelaſſen.

Bedenke nun alles, was ich dir erzählt habe, denke an ſie, an dieſes ſo ſchnell untergegangene herrliche Weſen. Wie dies geſchah, wie dieſes wunderbare Eingreifen eines Todten in die Geſchicke der Lebenden zu erklären iſt, weiß ich nicht und werde ich nie wiſſen. Aber du mußt zugeben, daß es keine bloße hypochondriſche Grille war — wie du dich ausdrückteſt — was mich bewog, mich aus der Geſellſchaft zurückzuziehen. Ich bin nicht mehr, wie du mich früher gekannt haſt. Ich glaube jetzt an vieles, woran ich früher nicht geglaubt. Ich dachte dieſe ganze Zeit ſo

viel nach über dieſes unglückliche Weib (beinahe hätte ich geſagt Mädchen), über ihren Urſprung und über das geheimnißvolle Spiel des Schickſals, welches wir in unſerer Blindheit den blinden Zufall nennen. Wer weiß, wie viel Ausſaat auf Erden jeder Menſch hinterläßt, die beſtimmt iſt, erſt nach ſeinem Tode aufzugehen? Wer kann ſagen, welche geheime Kette das Schickſal eines Menſchen mit dem ſeiner Kinder, ſeiner Enkel, verknüpft, und wie ſeine Leidenſchaften in ihnen wieder auftauchen, und ſie für ſeine Verirrungen büßen? Wir ſollen uns Alle demüthigen und unſer Haupt beugen vor der unbekannten Macht, die über uns waltet.

Ja, Wera iſt zu Grunde gegangen, und ich habe mich erhalten.

Ich erinnere mich noch aus meiner Kindheit, daß wir in unſerm Hauſe eine ſchöne Vaſe aus durchſichtigem Alabaſter hatten. Kein Fleckchen ſchändete ihre jungfräuliche Reinheit. Eines Tages, da ich allein war, fing ich an, den Sockel zu ſchütteln, auf dem ſie ſtand .... Plötzlich fiel die Vaſe herunter und zerbrach in Scherben. Ich erſtarrte vor Schrecken, und ſtand regungslos vor den Trümmern.

Mein Vater trat herein, erblickte mich und ſagte: Siehe, was du gethan haſt! Unſere herrliche Vaſe haben wir nicht mehr, die iſt durch nichts mehr herzuſtellen. Ich ſchluchzte. Ich glaubte ein Verbrechen begangen zu haben.

Zum Manne erwachſen — habe ich leichtſinnig ein Gefäß zerſchlagen, tauſend Mal werthvoller als jenes!

Vergebens rede ich mir vor, daß ich eine ſolche Löſung nicht erwarten konnte, daß ſie in ihrer Plötzlichkeit mich ſelbſt überraſchte, daß ich keine Ahnung gehabt, was Wera für ein Weſen war. Sie hatte wirklich zu ſchweigen verſtanden bis zum letzten Augenblick. An mir war's, ſie zu fliehen, ſobald ich inne ward, daß ich ſie liebte, daß ich eine verheirathete Frau liebte . . . . .

Aber ich blieb, und nun liegt das herrliche Geſchöpf zerbrochen in Scherben, und ich blicke in ſtummer Verzweiflung auf das Werk meiner Hände.

Ja, Frau von Elzoff hat eiferſüchtig ihre Tochter bewacht, ſie behütet bis an's Ende, und beim erſten unvorſichtigen Schritte ſie zu ſich in's Grab gezogen.

Es ist Zeit zu schließen .... Ich habe dir nicht den hundertsten Theil von dem gesagt, was ich dir zu sagen hatte; doch auch das war für mich genug. Mögen nun alle meine Erinnerungen zurücksinken auf den Grund meiner Seele, von wo sie aufgestiegen!

Laß mich zum Schlusse dir noch sagen: eine Ueberzeugung habe ich aus den Erfahrungen und Prüfungen meiner letzten Jahre gewonnen. Das Leben ist kein Scherz und kein Spiel, das Leben ist auch kein Genuß .... Das Leben ist eine schwere Arbeit. Entsagung, beständige Entsagung — das ist sein geheimer Sinn, das ist sein Räthselwort. Nicht auf Verwirklichung seiner Lieblingsgedanken und Ideale, und wären sie noch so erhaben, sondern nur auf Erfüllung seiner Pflicht soll der Mensch bedacht sein. Wer sich die eisernen Fesseln der Pflicht nicht anlegt, wird nimmer ohne Straucheln das Ende seiner Laufbahn erreichen. In der Jugend denken wir: Je freier je besser, je weiter gelangt man. Der Jugend mag es erlaubt sein so zu denken. Aber wem einmal das rauhe Antlitz der Wahrheit in's Auge geblickt, der schäme sich, an Täuschungen sich zu ergötzen.

Leb wohl. Ehedem würde ich hinzugefügt haben: ſei glücklich; jetzt ſag' ich dir: Beſtrebe dich zu leben, es iſt nicht ſo leicht wie man glaubt. Gedenke meiner, nicht in Stunden der Trauer, aber in Stunden des Zweifels, und bewahre in deinem Herzen das Bild Wera's in ſeiner ganzen makelloſen Reinheit . . . . Noch einmal leb wohl.

Dein P. B.

Digitized by Google

Ein Ausflug in die Waldregion.

Digitized by Google

Erſter Tag.

Der Anblick der ungeheuern, den ganzen Horizont umſpannenden Kieferwaldung, der Anblick der „Waldregion“ erinnert an den Anblick des Meeres. Auch erweckt er uns dieſelben Eindrücke; dieſelbe jungfräuliche Urkraft dehnt ſich breit und mächtig vor dem Angeſichte des Beſchauers aus. Aus dem tiefſten Innern der uralten Waldung, aus dem ewigen Schooße der Waſſer ertönt die gleiche Stimme der Natur, welche zum Menſchen ſpricht: „Ich habe mit dir nichts zu ſchaffen, ich herrſche — du aber ſorge um dein Leben.“

Der Wald iſt nur einförmiger und melancholiſcher als das Meer, beſonders bietet der Fichtenwald ein beſtändiges Einerlei und eine faſt lautloſe Stille.

Das Meer droht und ſchmeichelt, ſpielt in allen Farben, redet in allen Stimmen; es ſpiegelt den Himmel wieder, von welchem gleichfalls ein Hauch der Ewigkeit weht, aber einer Ewigkeit, welche uns nicht

fremd zu ſein ſcheint.... Der unveränderliche, finſtere Nadelwald zeigt ſich entweder in mürriſchem Schweigen, oder dumpfem Geheul, und das Bewußtſein unſerer Nichtigkeit durchdringt bei ſeinem Anblick das Herz noch tiefer und unwiderſtehlicher.

Schwer fällt es dem Menſchen, dem geſtern geborenen und ſchon heute dem Tode geweihten Eintagsweſen, den kalten, theilnahmslos auf ihn gerichteten Blick der ewigen Iſis zu ertragen; nicht blos die kühnen Hoffnungen und hochfliegenden Träume der Jugend werden gedemüthigt und erlöſchen in ihm beim Eiſeshauche der Elementarmächte: ſeine ganze Seele zieht ſich gebeugt und ſcheu in ſich ſelbſt zurück; er fühlt, daß der letzte ſeiner Brüder vom Angeſichte der Erde verſchwinden könnte, ohne daß nur eine Kiefernadel an den Zweigen darob erzitterte; — er fühlt ſeine Vereinſamung, ſeine Schwäche, ſeine Abhängigkeit vom Zufall, und mit heftiger, heimlicher Angſt kehrt er zu den kleinen Sorgen und Mühen des Lebens zurück; ihm wird's leichter um's Herz in dieſer von ihm ſelbſt geſchaffenen Welt; hier fühlt er ſich heimiſch, hier wagt er noch an ſeine Bedeutung zu glauben und ſeiner Kraft zu vertrauen.

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, als ich — vor einigen Jahren auf der Freitreppe eines kleinen, am Ufer des ſchlammigen Flüßchens Reſetta erbauten Wirthshauſes ſtehend — zum Erſtenmale die Waldregion erblickte.

In endlos weitgeſchwungenen, ununterbrochenen Abſtufungen lagen vor mir die tiefblauen Maſſen des ungeheuern Nadelwaldes, aus welchem nur vereinzelt wie grüne Punkte, Gruppen von Birken hervorſchimmerten; ſonſt war der ganze Horizont von Kieferwaldung begrenzt. Nirgends zeigte ſich eine weiße Kirche oder ein blühendes Feld — überall drängte ſich Baum an Baum, überall ſtiegen zackige Wipfel in die Luft, und darüber ſchwebte ein feiner, trüber Nebel, der dieſe Waldregion ewig umſpinnt. Es war nicht Trägheit, nicht Unbeweglichkeit des Lebens, was mich von allen Seiten dort anwehte: mir erſchien es vielmehr wie Abweſenheit alles Lebens, wie der Tod ſelbſt, obſchon in erhabenem Bilde. Ich erinnere mich noch, wie große, weiße Wolken ſtill und hoch vorüberzogen und der heiße Sommertag unbeweglich auf der ſchweigenden Erde lag. Das röthliche Waſſer des Flüßchens glitt geräuſchlos zwiſchen dieſem Gebüſch

dahin; auf ſeinem Grunde zeigten ſich unbeſtimmt kleine Erhöhungen von ſtacheligem Mooſe, während die Ufer ſich hier in Sümpfen und Moräſten verloren, dort von weit umhergeſprenkelten feinem weißen Sande ſchimmerten. Dicht neben dem Wirthshauſe lief ein gebahnter Fahrweg hin.

Auf dieſem Wege, gerade der Freitreppe gegenüber, ſtand eine mit Schachteln und Kiſten beladene Telega. Der Beſitzer dieſes Fuhrwerks, ein hagerer Kleinbürger mit einer Habichtsnaſe und Mäuſeaugen, bucklich und lahm, war beſchäftigt einen ebenfalls lahmen Gaul einzuſpannen, um mit ſeinen Kiſten und Kaſten auf den Jahrmarkt nach Karatſchef zu fahren. Er war nämlich ſeines Gewerbes ein Pfefferkuchenbäcker oder Lebzelter, wie man im ſüdlichen Deutſchland ſagt.

Plötzlich zeigten ſich auf dem Wege verſchiedene Leute, denen noch andere folgten, bis endlich eine ganze Menge beiſammen war. Alle trugen Stöcke in der Hand und kleine Ränzel auf dem Rücken. Aus ihrem müden, ſchwerfälligen Gange und den ſonnverbrannten Geſichtern konnte man entnehmen, daß ſie weither kamen. Es waren Arbeitsleute aus Jushnow, welche in die Heimat zurückkehrten.

Ein wohl ſiebenzigjähriger Greis mit ſchneeweißem Haar ſchien ihr Führer zu ſein. Er kehrte ſich zuweilen um und ermunterte mit ruhiger Stimme die müden Wanderer, ihre Schritte zu beſchleunigen. „Nun, nun, nun, Kinder — ſagte er bedeutſam — nu — nu!“ Alle ſchritten ſchweigend, in faſt feierlicher Stille einher. Nur Einer, von niederem Wuchſe und grimmigem Geſichte, einen offenſtehenden Schafpelz und eine bis auf die Augen gedrückte Mütze von gleichem Stoffe tragend, näherte ſich dem Lebzelter mit der brüsken Frage:

— Was koſtet ein Lebkuchen, alter Pinſel?

— Je nachdem der Lebkuchen iſt, liebenswerther Mann, entgegnete der verlegene Händler mit dünner Stimme. Es gibt welche, die nur einen Pfennig koſten, und andere für einen Groſchen. Haſt du denn einen Groſchen in der Taſche?

— Ich würde mir mit deinem ſchlechten Gebäck nur den Magen verderben, erwiderte der Bauer, ſich von der Telega entfernend.

— Vorwärts, Kinder, vorwärts! erſchallte die Stimme des Greiſes; wir haben noch weit bis zum Nachtquartier.

Und die ganze Bande verzog ſich ſchnell, ohne daß einer der Leute daran dachte, im Vorübergehen die Mütze vor mir abzunehmen. Nur der Greis machte mir einen ernſten Gruß, wobei ſich ihm doch unter dem weißen Schnurrbarte die Lippen zum Lächeln verzogen.

— Ungebildetes Volk brummte der Händler, einen Seitenblick auf mich werfend, wie der Haufen ſich entfernt hatte — iſt das ein Gebäck für die?

Und, ſchnell das Einſpannen ſeines Gaules beendend, lenkte er die Telega zum Flüßchen hinab, auf welchem eine kleine Fähre, d. h. ein aus Balken gebildetes Floß, zu ſehen war. Aus einer niedern Erdhütte kam ihm in einer weißen Filzmütze oder „Haube" — wie ſie die Bewohner der Waldregion zu nennen und zu tragen pflegen — ein Bauer entgegen, der ihn an das andere Ufer überſetzte. Der kleine Wagen kroch durch den gebahnten Hohlweg dahin, während das eine Rad von Zeit zu Zeit ein wimmerndes Knarren hören ließ.

Ich ließ meine Pferde füttern und machte mich ebenfalls auf den Weg. Nachdem mich mein Wagen wohl zwei Werſte durch eine ſumpfige Wieſe geſchleppt

hatte, gelangte ich endlich auf einem ſchmalen Dammwege in den Durchhau des Waldes. Der Tarantaß holperte nur ſo über die dicken Knüttel dahin; ich ſtieg aus und ging zu Fuß. Die Pferde zogen in gleichmäßigem Schritte weiter, ſchnaubend und die Köpfe ſchüttelnd, um Fliegen und Mücken abzuwehren. Da waren wir denn mitten im Waldesdickicht. Am Saume, nahe dem Wieſengrunde, wuchſen Birken, Espen, Linden, Eichen und Ahornbäume, die immer ſeltener wurden je weiter ich vordrang. Wie eine Mauer erhob ſich vor mir ein dichter Tannenwald; weiterhin folgten die röthlichen Stämme der gemeinen Kiefer und dann drängten ſich wieder allerlei Gebüſche und Bäume durcheinander, umwachſen von Haſelnußſtauden, Traubenkirſchen, Vogelbeeren und ſaftigen Kräutern mit hohen, rauhen Schäften. Hell erleuchteten die Sonnenſtrahlen die Wipfel der Bäume und drangen, ihre Lichtpfeile durch die Zweige ſchießend, nur hie und da in hellen Netzpunkten und Streifen zur Erde. Kaum ließ ſich ein Vogel hören — ſie lieben die großen Wälder nicht; nur von Zeit zu Zeit erſchallte der melancholiſche, dreimalige Ruf des Wiedehopfes, dazu das grimmige Krächzen des Holzhähers

oder der Elſter. Zuweilen auch flog eine Mandelkrähe (die immer einſam fliegen) ſchweigend durch den Verhau, ſchimmernd im Gold und Himmelblau ihres ſchönen Gefiebers. Hin und wieder lichtete ſich der Wald etwas, die Bäume rückten auseinander und der Tarantaß rollte in eine urbar gemachte ſandige Ebene, wo auf vereinzelten Feldern dünner Roggen wuchs, ſeine bleichen Aehren geräuſchlos ſchaukelnd. Zur Seite erblickte man eine altersgraue kleine Kapelle mit gebogenem Kreuze über einem Brunnen und ein unſichtbares Bächlein kollerte und murmelte als ob es ſich in eine leere Flaſche ergöße. Plötzlich wurde der Weg durch eine vor Kurzem geſtürzte Birke verſperrt und ringsum ſtarrte der Wald ſo dicht, mächtig und hoch, daß ſelbſt die Luft darin wie zuſammengepreßt erſchien. An andern Orten war er ganz unter Waſſer geſetzt; zu beiden Seiten zogen ſich graue, dunkle Sümpfe hin, mit Schilfrohr und verkrüppelten Erlen beſät. Wilde Enten flogen paarweis auf und es war ſeltſam anzuſehen, wie dieſe Waſſervögel mit ungeſtümem Flattern zwiſchen den Kiefern verſchwanden.

„Ha, ha, ha, ha!“ ließ ſich plötzlich eine gedehnt

ſchreiende Stimme hören; ein Hirt trieb ſeine Heerde durch das kleine Gehölz; eine dunkelbraune Kuh mit ſcharfen kurzen Hörnern brach geräuſchvoll durch das Gebüſch und blieb dann wie angewurzelt am Saume des Durchhaus ſtehen, mit großen, dunkeln Augen meinen vor mir hinlaufenden Hund anglotzend. Der Wind wehte mir den feinen, ſcharfen Geruch verbrannten Holzes zu und weiße Rauchwölkchen wirbelten fern durch die hellblaue Luft des Waldes empor. Da brannte gewiß ein Bauer Kohlen für irgend eine Glashütte oder Fabrik. Je weiter wir vordrangen, deſto dumpfer und ſtiller ward es um uns her. Im Nadelwalde iſt es immer ſtill, nur oben, hoch über unſerm Haupte geht ein getragenes Murmeln und feierliches Rauſchen durch die Wipfel .... Man ſchreitet fort, immer weiter, und dieſes ewige Murmeln des Waldes will nicht aufhören, und dem Herzen fängt's ein wenig an bange zu werden, und der Menſch ſehnt ſich hinaus in's Freie, an's Licht, und wünſcht einmal wieder aus voller Bruſt aufzuathmen nach dieſem faſt erſtickenden Geruche der Fäulniß und Feuchtigkeit ...

Etwa fünfthalb Stunden fuhren wir faſt immer

im Schritt; nur ſelten kamen die Pferde ein wenig in's Laufen. Ich wollte noch vor Nacht das Dorf Sswjatoje erreichen, welches gerade in der Mitte des Waldes liegt. Ein paarmal begegneten uns Bauern, welche ihre Telega mit Lindenbaſt, oder langen Balken beladen hatte.

— Iſt es noch weit bis Sswjatoje? fragte ich einen von ihnen.

— Nein, nicht weit.

— Wie weit denn ungefähr?

— Nun, ein Stündchen etwa.

Ueber anderthalb Stunden fuhren wir weiter, immer weiter, ohne ein Dorf zu gewahren. Da knarrte uns wieder eine beladene Telega entgegen. Der Bauer ging zu Fuß nebenher.

— Wie weit, Bruder, iſt's noch bis Sswjatoje?

— Bis wohin?

— Bis Sswjatoje.

— Nicht ganz dritthalb Stunden.

Die Sonne ging ſchon unter, als ich endlich aus der Waldung hinauskam und das kleine Dorf vor mir ſah. Etwa zwanzig Gehöfte drängten ſich um eine alte hölzerne Kirche mit einer einzigen grünen

Kuppel und kleinen verwitterten Fenſtern, welche im Abendroth glüheten.

Das war Sswjatoje.

Ich fuhr auf einem Umwege hinein. Die heimkehrende Heerde holte meinen Tarantaß ein und zog brüllend, grunzend und blöckend vorüber. Junge Mädchen und geſchäftige alte Weiber gingen den ihnen gehörigen Vierfüßlern der Gemeindeheerde entgegen; weißköpfige Knaben jagten mit läſtigem Geſchrei hinter den ungehorſamen Ferkeln her; der Staub wirbelte die Straße entlang in leichten Wölkchen auf, die höher ſteigend ſich roth färbten.

Ich ſtieg beim Staroſta ab, einem ſchlauen und klugen „Wäldler," von der Gattung derjenigen Waldbewohner, welche für ſo gewitzt gelten, daß man von ihnen ſagt, ſie ſehen zwei Ellen tief unter die Erde.

Am andern Morgen machte ich mich früh in einer mit zwei dickbäuchigen Bauernpferden beſpannten Telega, begleitet von einem Sohne des Staroſta und einem andern Bauern, Namens Jegor, auf den Weg, um Auerhähne und Haſelhühner zu jagen. Der Wald umblaute, ſo weit das Auge reichte, den ganzen Himmelsſaum in der Runde; nicht mehr als höchſtens

zehn Morgen Ackerland zogen ſich um das Dorf Swjatoje hin. Um an gute Plätze zu kommen, mußte man zwei Stunden weit fahren.

Der Sohn des Staroſta, Konrad, war ein blonder, rothwangiger Burſche von ſehr gutmüthigem Geſichtsausdruck, dienſtfertig und geſchwätzig. Er lenkte die Zügel, während Jegor mir zur Seite ſaß. Ueber dieſen muß ich ein paar Worte ſagen.

Er galt für den beſten Jäger in der ganzen Umgegend, die er ſieben Meilen in der Runde auf Schritt und Tritt kannte. Nur ſelten ſchoß er auf einen Vogel, weil es ihm an Pulver und Blei fehlte; er begnügte ſich damit, die Haſelhühner durch täuſchende Töne an ſich zu locken, den Ruf der Schnepfen nachzuahmen. Jegor ſtand im Rufe eines wahrheitsliebenden und ſchweigſamen Mannes. In der That ſprach er nicht gerne und nie übertrieb er die Zahl des aufgefundenen Wildprets, ein Zug, der bei Jägern von Profeſſion ſelten genug vorkommt. Er war von mittlerem Wuchs, mager, hatte ein langgezogenes, bleiches Geſicht und große, ehrliche Augen. Alle ſeine Züge, und beſonders die regelmäßigen, immer unbeweglichen Lippen, athmeten unerſchütterliche Ruhe.

Sprach er einmal ein Wort, ſo war dies von einem gleichſam innerlichen Lächeln begleitet — und dieſes ſtille Lächeln ſtand ihm ausnehmend gut. Er trank keinen Wein und war ein fleißiger Arbeiter, allein er konnte auf keinen grünen Zweig kommen; ſeine Frau kränkelte fortwährend, ſeine Kinder ſtarben; einmal in's Unglück hineingerathen, fand er keinen Ausweg mehr. Und dann iſt unleugbar die Leidenſchaft zur Jagd wenig paſſend für einen Bauern; wer mit dem Gewehre handthiert, pflegt ein ſchlechter Wirth zu ſein. Vielleicht war es in Folge ſeines beſtändigen Lebens im Walde, Auge in Auge mit der melancholiſchen und ſtrengen Natur jenes menſchenſcheuen Landes, vielleicht auch in Folge ſeiner eigenthümlichen Gemüthsanlage, daß alle ſeine Bewegungen einen gewiſſen zurückhaltenden Ernſt offenbarten, wirklichen Ernſt — kein träumeriſches Weſen — den Ernſt eines mächtigen Edelhirſches. Er hatte im Laufe ſeines Jägerlebens ſieben Bären erlegt, auf dem Anſtande „beim Hafer.“ Das letzte Mal hatte er ſich erſt in der vierten Nacht entſchloſſen, ſein Gewehr abzufeuern, da der Bär ihm niemals ſchußgerecht ſtand und er nur eine einzige Kugel beſaß. Jegor erlegte ihn am Abend

vor meiner Ankunft. Als Konrad mich zu ihm führte, fand ich ihn im Hinterhofe ſeines Hauſes; auf den Ferſen vor dem gewaltigen Thiere ſitzend, war er eben beſchäftigt, mit einem kurzen, ſtumpfen Meſſer das Fett auszuſchneiden.

— Wie haſt du dies Unthier erlegt? fragte ich. Jegor erhob den Kopf, warf erſt mir einen Blick zu — und betrachtete dann aufmerkſam meinen Hund.

— Wenn Sie jagen wollen, in Moſchnoi giebt's Auerhähne, drei Bruten, und Haſelhühner fünf Ketten — murmelte er, ſich wieder an ſeine Arbeit machend.

Mit dieſem Jegor und mit Konrad fuhr ich am andern Tage auf die Jagd. Raſch holperten wir über das Ackerland hin, welches Sswjatoje umſpannt, als wir aber in den Wald einbogen, ging's wieder langſamer vorwärts.

— Dort ſitzt eine Holztaube, ſagte plötzlich Konrad, ſich zu mir wendend, — die wäre gut zu treffen!

Jegor ſah nach der Richtung, wohin Konrad gezeigt hatte, und ſagte nichts. Der Vogel ſaß über hundert Schritt von uns entfernt, aber ſchon auf vierzig Schritt wäre er nicht zu tödten geweſen, ſo ſtark iſt ſein Gefieder.

Der redſelige Konrad machte noch einige Bemerkungen, aber bald brachte die Waldesruhe auch ihn zum Schweigen. Nur ſelten noch ein Wort wechſelnd, vor uns hinſpähend und das Keuchen und Schnauben der Pferde hörend, erreichten wir endlich Moſchnoi. Dies war der Name eines dichten Kieferwaldes, hin und wieder von Tannengruppen unterbrochen.

Wir ſtiegen aus. Konrad ſuchte im Dickicht ein Obdach für die Pferde, um ſie vor den Mückenſchwärmen zu ſchützen. Jegor unterſuchte den Hahn ſeiner Flinte und bekreuzigte ſich; nie unternahm er etwas, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Der Wald, in welchen wir eintraten, war uralt. Ich weiß nicht, ob ihn ſchon die Tataren durchzogen bei ihren Einfällen in Rußland, aber einheimiſche Räuber und litthauiſche Horden haben in den alten Zeiten der Kriege und des Aufruhrs ſicher oft genug Unterkommen und Schutz in ſeinen Schlupfwinkeln gefunden.

In ehrerbietiger Entfernung von einander erhoben ſich maſſenhaft gewaltige Kiefern, deren etwas gekrümmte Stämme hellgelb ſchimmerten; dazwiſchen drängten ſich jüngere Bäume mit ſchlanken, elaſtiſchen Schäften. Ein grünliches Moos, ganz mit abgefalle-

nen Kiefernadeln durchſäet, bedeckte die Erde. In üppigſter Fülle wucherte die Sumpfbeerſtaude, deren ſtarker Geruch, dem Biſam oder Moſchus ähnlich, förmlich das Athmen erſchwerte. Die Sonne vermochte das hohe, dichte Geflecht der Nadelzweige nicht zu durchdringen, trotzdem war es im Walde bei aller dumpfen Schwüle nicht dunkel. Wie dicke Schweißtropfen quoll durchſichtiges Harz aus der knorrigen Baumrinde langſam und ſchwerfällig hernieder. Die unbewegliche Luft, ohne Schatten und Licht, brannte im Geſichte. Tiefe Stille ringsum; ſelbſt unſere Schritte waren nicht zu hören; wir gingen auf dem Mooſe wie auf einem Teppich; beſonders Jegor bewegte ſich geräuſchlos wie ein Schatten; ſelbſt das trockene Reiſig und Laub unter ſeinen Füßen kniſterte und raſchelte nicht. Er ſchritt behende, ohne zu eilen, hin und wieder pfeifend, Vögelſtimmen nachahmend. Alsbald gab ein Haſelhuhn Antwort und tauchte vor meinen Augen in eine dichte Tanne nieder; allein vergebens machte mich Jegor darauf aufmerkſam: wie ſehr ich auch meine Augen anſtrengte und ſpähete, ich konnte das Huhn nicht erblicken und Jegor ſelbſt mußte es ſchießen. Wir fanden auch ein paar Auer-

hahnbruten; aber die vorsichtigen Vögel flogen fern auf mit schwerem, lautem Getöse; es gelang uns nur drei Junge zu tödten. Bei einem Maidan (Platz im Walde, wo Theer bereitet wird) blieb Jegor plötzlich stehen und winkte mich zu sich.

— Hier hat ein Bär nach Wasser gesucht, murmelte er, auf eine breite, frische Schramme hinweisend, welche sich mitten in einer mit niedrigem Moos überwachsenen Grube befand.

— Ist dieser Riß von einer Bärentatze? fragte ich.

— Ja; aber es ist kein Wasser mehr in der Grube. An jenem Baume sind auch seine Spuren zu sehen. Er ist nach Honig geklettert. Seine Klauen haben wie Messer in den Stamm geschnitten. Wir drangen weiter in das Dickicht vor. Jegor führte uns mit ruhigem Selbstvertrauen und ließ nur zuweilen die Blicke nach oben schweifen. Mein Auge fiel auf einen runden, hohen Wall, umspannt von einem halbverschütteten Graben.

— Ist das ein Maidan? fragte ich.

— Nein, erwiderte er, hier war ein Räuberlager.

— Vor langer Zeit schon?

— Vor langer Zeit, noch über das Gedächtniß

unſerer Großväter hinaus. Dort liegt auch ein Schatz vergraben, aber wer ihn heben will, muß Menſchenblut vergießen. —

Wir gingen noch ein paar Werſt weiter; ich war ſehr durſtig geworden.

— Setzen Sie ſich ein wenig, ſagte Jegor; ich will Waſſer holen, in der Nähe iſt ein Brunnen.

Er ging; ich blieb allein.

Ich ſetzte mich auf einen gefällten Baumſtamm, die Ellbogen auf die Knie ſtützend; nachdem ich ſo lange ſchweigend den Kopf geſenkt, erhob ich ihn langſam wieder und ließ die Blicke ſpähend umherſchweifen. O, wie Alles ringsum ſtill, finſter und traurig war — nein, nicht blos traurig, ſondern zugleich ſtumm, kalt und grauſig! Das Herz ſchnürte ſich mir zuſammen. In dieſem Augenblick, an dieſem Orte ſpürte ich den Hauch des Todes, ich fühlte ſeine unaufhörliche Nähe, als hätte ich ihn mit der Hand taſten können. Wenn auch nur Ein Schall hörbar geweſen, nur ein flüchtiges Rauſchen aus dem Schlunde des mich umgebenden Waldes zu mir gedrungen wäre! Ich ſenkte wieder, faſt aus Furcht, meinen Kopf; mir war, als hätt' ich einen Blick dahin gethan, wohin

dem Menſchen nicht geſtattet iſt zu ſehen ... Ich drückte meine Hand vor die Augen — und plötzlich, wie einem geheimnißvollen Befehle gehorchend, zog die Erinnerung meines ganzen Lebens an mir vorüber ...

Meine Kindheit erſchien vor mir, lärmend und ruhig, ungeſtüm und gut, mit ihren haſtigen Freuden und ſtürmiſchen Trübſalen; dann meine Jugend, ſeltſam, voll Unruhe und Eigenliebe wie ſie war, mit all ihren Fehlern und Anſtrebungen, mit ihrer ungeregelten Arbeit und ihrem vielbewegten Nichtsthun.... Auch die Genoſſen meiner erſten Triebe und Anläufe ſtanden lebhaft vor meinem innern Auge; dann zuckten wie Blitze in der Nacht einige leuchtende Erinnerungen auf; .... dann ſtiegen Schatten vor mir auf, mich umſchwankend und umſchwärmend; dunkler, immer dunkler ward es um mich her, dumpfer und ſtiller eilten die einförmigen Jahre dahin und der Kummer drückte mein Herz wie ein Stein. Ich ſaß unbeweglich und ſchaute, ſchaute mit Staunen und Anſtrengung, mein ganzes Leben ſah ich vor mir ausgebreitet wie eine entrollte, zuſammenhängende Reihe von Bildern. O, was hab' ich gethan! murmelten

unwillkürlich meine Lippen in bitterem Tone. O Leben, Leben, wohin und wie biſt du ſo ſpurlos verſchwunden? Wie biſt du meiner dich feſthaltenden Hand entſchlüpft? Haſt du mich betrogen, oder hab' ich deine Gaben nicht zu benutzen verſtanden? Iſt mir denn wirklich nichts von dir geblieben, als dieſe nichtige arme Handvoll ſtaubiger Aſche? Iſt dieſes kalte, träge, unnütze Etwas, dieſes Ich, dasſelbe, was ich einſtmals war? Wie? Meine Seele dürſtete nach einem ſo vollen Glücke, ſie wies mit Verachtung alles Kleinliche, Unzulängliche von ſich, ſie wartete und dachte: dort ſtrömt das Glück wie ein Gießbach und nicht ein einziger Tropfen hat meine lechzenden Lippen benetzt? O, meine goldenen Saiten, die ſo laut und ſüß einſt erklungen, ſo ſollte mich auch Euer Geſang nicht erfreuen — Ihr erklangt nur als Ihr zerſprangt! Oder wäre das Glück, das ächte Glück des ganzen Lebens mir nahe gekommen, an mir vorübergeſchwebt mit ſtrahlendem Lächeln, und ich hätte ſein göttliches Antlitz nicht erkannt? Oder hätt' es mich wirklich aufgeſucht und ſich niedergelaſſen mir zu Häupten, und wäre von mir vergeſſen wie ein Traum? Wie ein Traum! wiederholte ich verzagt.

Unfaßbare Bilder durchzogen meine Seele und weckten in ihr Zweifel und Betrübniß.

O, Ihr, dachte ich, traute, liebe Schatten verlorner Freunde, Ihr, die Ihr mich in dieser todten Einsamkeit umschwebt, warum seid Ihr so traurig stumm? Aus welchem Abgrunde seid Ihr aufgestiegen? Wie soll ich Eure räthselvollen Blicke deuten? Kommt Ihr, Abschied von mir zu nehmen, oder kommt Ihr mich zu begrüßen? Giebt es wirklich keine Hoffnung, keine Umkehr für mich? Warum entquillt Ihr jetzt meinen Augen, geizige, verspätete Thränen? O, Herz, wozu, warum bereuen und bedauern? Strebe zu vergessen, wenn Du Ruhe finden willst; lerne Demuth, gewöhne Dich an ewige Trennung, an die bitteren Worte: „Lebewohl" und „auf Nimmerwiedersehn!" Schaue nicht rückwärts, überlaß Dich keinen Erinnerungen, strebe nicht dahin, wo es hell und licht ist, wo die Jugend lächelt, wo die Hoffnung sich krönt mit den Blumen des Frühlings, wo die Freude flattert auf bläulichen Taubenflügeln, wo die Liebe, wie der Thau im Morgenroth, von Thränen der Wonne glänzt, blicke nicht dahin, wo Seligkeit, Glaube und Kraft ist. Dort ist unsers Bleibens nicht!

— Da haben Sie Waſſer, ſcholl die klangvolle Stimme Jegor's, — trinken Sie mit Gott.

Ich zitterte unwillkürlich: dies lebendige Wort traf mich ſo, daß mein ganzes Weſen freudig aufgerüttelt wurde. Mir war, als ob ich in einen dunklen Abgrund verſunken geweſen wäre, wo Alles um mich her ſchwieg und nichts hörbar war als leiſes, unaufhörliches Geſtöhn endloſen Grames; ich war zu ſchwach zu widerſtehen und mich aufzuraffen, da plötzlich ſcholl ein Freundesruf in mein Ohr und zog mich eine mächtige Hand mit Einem Rucke wieder an Gottes hellen Tag empor. Ich blickte auf und ſah mit unſäglicher Freude das ehrliche und ruhige Antlitz meines Führers wieder. Er ſtand vor mir in leichter, ſicherer Haltung und mit ſeinem gewohnten Lächeln reichte er mir ein naſſes Fläſchchen voll klaren, friſchen Waſſers .... Ich ſtand auf und ſagte bewegt: Führe mich, wir wollen weiter gehen.

So ſtreiften wir noch lange umher, bis zum Abend. Der Uebergang von der Glut des Tages bis zur Kälte und Dunkelheit war ſo ſchroff und ſchneidend, daß ich kein Gelüſten fühlte, länger im Walde zu bleiben. Aus jedem Baum ſchien es uns drohend

zuzuflüſtern: fort, fort aus unſerm Dunkel, Ihr unruhigen Sterblichen! — Wir verließen den Wald, allein es dauerte lange, bis wir Konrad wiederfanden. Wir ſchrieen, riefen ihn, aber keine Antwort erfolgte. Plötzlich, bei ungewöhnlicher Stille in der Luft, hörten wir deutlich ſeine Stimme, wie er in der nahen Schlucht zu den Pferden ſprach . . . Er hatte unſer Rufen nicht gehört wegen des Windes, der ſich plötzlich erhoben und bald darauf ſich ebenſo ſchnell wieder gelegt hatte. Die Spuren ſeines Wehens waren nur noch an vereinzelt ſtehenden Bäumen ſichtbar, welche viele Blätter auf die unrechte Seite gekehrt hatten, was dem unbeweglichen Laube einen buntſcheckigen Anſtrich gab. Wir ſetzten uns wieder in die Telega und trieben heimwärts. Ich ſchaukelte mich auf dem holperigen Fuhrwerke, ruhig die feuchte, etwas ſcharfe Luft einathmend, und alle vorher durchlebten Träumereien und Aengſten gingen unter in dem einen Gefühle der Ermüdung und Schläfrigkeit, in dem einen Verlangen, möglichſt ſchnell unter das Dach eines warmen Hauſes zu kommen, Thee mit Sahne zu trinken, mich in weiches lockeres Heu zu ſtrecken und die Augen zu ſchließen, zu ſchlafen . . . .

Zweiter Tag.

Am folgenden Morgen machten wir zu Dreien uns wieder auf den Weg nach der „Brandöde.“ Vor zehn Jahren waren einige tauſend Morgen Wald niedergebrannt und es wollte ſeitdem auf der weiten Fläche kein Nachwuchs gedeihen, daher die Bezeichnung „Brandöde.“ Nur hie und da kamen junge Tannen und Kiefern vor, ſonſt war Alles mit Aſche und Moos bedeckt. Auf dieſer Brandöde, welche etwas über anderthalb Stunden von Sswjatoje entfernt lag, wuchſen in großer Menge Beeren aller Art und lockten Birkhähne herbei, die beſonders auf Erd- und Preißelbeeren ſehr verſeſſen ſind.

Wir fuhren ſchweigend vorwärts, als plötzlich Konrad den Kopf erhob.

— Ei ſieh! rief er, ſteht dort nicht Jephrem? Wie geht's, Alexandritſch — fügte er mit erhobener Stimme und die Mütze abnehmend hinzu.

Ein Bauer von kleinem Wuchs in kurzem ſchwarzem Kamelot, mit einem Stricke umgürtet, trat hinter einem Baume hervor und näherte ſich der Telega.

— Hat man Dich frei gelaſſen? fragte Konrad.

— Wie recht und billig! erwiderte das Bäuerlein, die Zähne fletſchend. Ein Menſch ſoll den andern nicht einſperren.

— Und mit Peter Philipitſch iſt es nichts?

— Mit dem? natürlich nichts?

— Was Du ſagſt! Ich glaubte wahrhaftig, Brüderchen, diesmal wäre die Gans in die Bratpfanne gekommen.

— Wegen Peter Philipow?[1]) Schweig mir von Dem! wir kennen dieſe Menſchenſorte. Er möchte den Wolf ſpielen und hat einen Hundeſchwanz. Fährſt Du auf die Jagd, Herr? fragte mich plötzlich der Bauer, ſeine blintzelnden Augen auf mich richtend und dann gleich wieder zur Seite blickend.

— Auf die Jagd.

— Nach welcher Richtung?

— Nach der Brandöde, ſagte Konrad.

— Fahrt nach der Brandöde, aber nicht in den Brand.

---

1) Philipow als Patronymikum gebraucht bezeichnet einen geringern Grad von Achtung als wenn man ſagt: Philipowitſch oder abgekürzt Philipitſch. Deshalb nennt auch Konrad ſeinen verdächtigen Freund Alexandritſch, um ihm Reſpekt zu bezeigen.

— Wie meinſt Du?

— Ich habe dort viele Birkhähne geſehen — fuhr der Bauer, wie höhniſch vor ſich hinlächelnd und ohne Konrad zu antworten, fort — aber Ihr kommt nicht mehr hin: es ſind in gerader Richtung noch drei Meilen. Selbſt Jegor, der doch im Walde Beſcheid weiß wie auf ſeinem Hof, würde es nicht fertig bringen. Bleibe geſund, Jegor, Seele Gottes in anderthalb Groſchen! kreiſchte er plötzlich.

— Dank Dir, Jephrem, erwiderte Jegor.

Neugierig betrachtete ich mir dieſen Jephrem. Ein ſo ſeltſames Geſicht war mir lange nicht vorgekommen. Er hatte eine lange, ſpitze Naſe, breitaufgeworfene Lippen und einen ſpärlichen Bart. Seine blauen, lebhaften, kleinen Augen blinzelten fortwährend unſtät umher. Mit bedecktem Haupte ſtand er da in völliger Ungezwungenheit vor mir, die Hände leicht auf die Hüften ſtützend.

— Du wirſt wohl einen Beſuch zu Hauſe machen, hm? fragte Konrad.

— So iſt's, Bruder! Das Wetter iſt anders geworden, es hat ſich aufgeklärt. Ich habe jetzt einen breiteren Weg vor mir. Ich kann bis zum Winter

auf dem Ofen liegen, ohne daß ein Hund nach mir bellt. Der Beamte in der Stadt ſagte zu mir: Mach' Dich auf die Sohlen, Alexandritſch, verlaß unſern Bezirk, wir werden Dir den allerbeſten Paß ausfertigen . . . Aber um Euch Bewohner von Sswjatoje thut es mir leid; ein Gauner wie ich findet ſich nicht leicht wieder.

Konrad lächelte.

— Du biſt ein Spaßmacher, Bruder, der richtige Spaßvogel, ſagte er, mit den Zügeln die Pferde antreibend.

— Brrr! murmelte Jephrem. Die Pferde hielten wieder.

Konrad wurde verſtimmt.

— Hör' auf zu ſcherzen, Alexandritſch, ſagte er halblaut, Du ſiehſt, daß ich einen vornehmen Herrn fahre; er wird böſe, ſieh nur.

— O Du Meerentrich! Warum ſollte er böſe werden? Er ſieht aus wie ein guter Herr. Paß nur auf, er giebt mir noch für ein Glas Branntwein. Ach, gnädiger Herr, gieb einem armen Vagabunden etwas für den Gaumen! Ich werd' es ſchon zerfletſchen,

fügte er hinzu, die Schultern bis an die Ohren ziehend und mit den Zähnen knirschend.

Ich lächelte unwillkürlich, gab ihm einen Griwenik[1]) und befahl Konrad weiter zu fahren.

— Sehr zufrieden, Ew. Wohlgeboren, rief uns Jephrem im Tone russischer Soldaten nach. Aber Du Konrad, merke Dir für die Zukunft, bei wem Du was lernen kannst; hast Du Furcht, so bist Du verloren, bist Du kühn, verschlingst Du Alles. Wenn Du heimkehrst, besuche mich, hörst Du? Drei Tage gibt's jetzt bei mir Trinkgelage; wir werden einigen Flaschen die Hälse brechen. Meine Frau hält lustig mit und meine Thüre steht Jedem offen. Hei, Du Elster, hüpf' so lange Dein Schwanz noch ganz ist!

Laut vor sich hinpfeifend verlor sich Jephrem im Gebüsch.

— Was ist das für ein Mensch? fragte ich Konrad, der, auf der Randleiste sitzend, den Kopf schüttelte, als ob er sich mit sich selbst unterhielte.

— Der da? fragte er wieder. Der da? wiederholte er.

---

1) Griwenik = zehn Kopeken.

— Ja. Iſt er ein Nachbar von Euch?

— Er wohnt auch in Sswjatoje. Das iſt ſo ein Menſch .... Auf hundert Werſt findet man ſeinesgleichen nicht. Iſt das ein geriebener Schelm und Spitzbube — ei du gerechter Gott! Wenn er fremdes Gut ſieht, zieht ſich ſein Auge nur ſo zuſammen. Vor dem iſt ſelbſt unter der Erde nichts ſicher und wenn Du zum Beiſpiel Dich ſelbſt auf Dein Geld ſetzeſt, ſo ſtiehlt er es unter Dir weg, ohne daß Du es merkſt.

— Iſt das ein kecker Burſch!

— Keck? Ja, er fürchtet ſich vor Niemanden. Sehen Sie ihn nur ein wenig recht an: ſchon aus der Viehnaſomie, an der Naſe erkennt man die Beſtie. (Konrad wollte ſagen Phyſionomie. Er war viel mit Herrſchaften gefahren und lange in der Stadt geweſen, woraus ſich bei ihm das Bedürfniß entwickelt hatte, gelegentlich ſeine Bildung zu zeigen.) Auch iſt ihm gar nicht recht beizukommen. Wie oft hat man ihn ſchon zur Stadt gebracht und in's Zuchthaus eingeſperrt; es iſt Alles vergebliche Mühe. Man bindet ihn und er ſagt: „Warum legt Ihr das Bein da nicht in Feſſeln? Macht es feſter, während ich

ſchlafe. Ich werde doch früher wieder zu Hauſe ſein als Eure Begleiter.“ Und richtig iſt er heimgekehrt, der Kerl iſt wieder da, ach Du mein Gott! Wir Alle, ich meine wir Hieſigen kennen wohl auch den Wald von Kindesbeinen an, aber mit dem kann ſich keiner vergleichen. Vergangenen Sommer iſt er Nachts geradeswegs von Altuchino nach Sswjatoje gekommen, was an die vierzig Werſt ausmacht, und Niemand hatte den Weg vor ihm gemacht. Auch iſt er der erſte lebende Honigdieb, und die Bienen ſtechen ihn nicht. Er hat alle Bienenkörbe zerſtört.

— Dann ſchont er auch wohl die wilden Bienenſtöcke nicht?

O doch! Wer wollte ihn ungerecht beſchuldigen? Solche Sünde hat er noch nie begangen. Die wilden Bienenſtöcke ſind bei uns heilig. Die Bienenkörbe werden von Menſchenhand geflochten und ſtehen unter Menſchenhuth; gelingt es Dir, ſie zu ſtehlen, deſto beſſer für Dich. Aber die wilden Bienenſtöcke ſind Gottes Werk, ſie werden nicht bewacht; nur der Bär rührt ſie an.

— Dafür iſt der Bär auch ein unvernünftiges Thier, bemerkte Jegor.

— Iſt Jephrem verheirathet?

— Jawohl! Er hat auch einen Sohn. Wird das ein Spitzbube werden! Ganz der Vater, wie er leibt und lebt. Dieſer hat ihn ſchon in die Lehre genommen. Vor Kurzem brachte er einen Topf mit alten Fünfkopekenſtücken nach Hauſe, den er irgendwo geſtohlen hatte, bezeichnete ihn und vergrub ihn dann in einer Lichtung im Walde. Nach Hauſe zurückgekehrt, ſchickte er ſeinen Sohn aus, den Topf zu ſuchen: nicht eher, ſagte er, bekommſt du zu eſſen und darfſt du mir über die Schwelle kommen, bis du ihn gefunden haſt. Der Sohn brachte einen ganzen Tag und auch die folgende Nacht im Walde zu, aber er fand endlich den Topf. Ja, dieſer Jephrem iſt ein wunderlicher Kauz. So lange er zu Hauſe iſt, iſt er der beſte Menſch von der Welt und hält Alle 'frei; eſſen und trinken kann man bei ihm nach Herzensluſt, dazu wird getanzt und geſprungen und allerlei Scherz getrieben. Und in den Gemeindeverſammlungen, wie ſie bei uns im Dorfe oft vorkommen, findet ſich Niemand, der beſſer urtheilt als er. Er tritt ſo von hinten herzu, hört, was verhandelt wird, ſagt ein Wort das wie ein richtiger Hieb trifft, und geht lachend weiter. Aber wenn

er das Haus verläßt und in den Wald geht, wird ein gefährlicher Menſch aus ihm. Dann ſinnt er nur auf Zerſtörung. Doch muß man ihm das nachſagen, daß er uns ungeſchoren läßt, ſo lange es irgend geht. Kommt ihm ein Bewohner von Sswjatoje entgegen, ſo ruft er ihm ſchon von Weitem zu: „Mir aus dem Wege, Bruder! Der Geiſt des Waldes iſt über mich gekommen, nimm dich in Acht!“ Es iſt ein wahres Unglück mit ihm.

— Warum laßt Ihr Euch ſo einſchüchtern? Sollte denn eine ganze Gemeinde mit einem einzelnen Menſchen nicht fertig werden können?

— Es ſcheint doch ſo zu ſein.

— Iſt er denn ein Zauberer?

— Wer kennt ihn! Vor Kurzem machte er ſich Nachts über die Bienenkörbe des Kirchendieners her, welcher ſelbſt Wache hielt. Der Kirchendiener packte den Dieb im Dunkeln und gab ihm eine tüchtige Tracht Prügel. Als er damit fertig war, ſprach Jephrem zu ihm: Weißt Du auch, wen Du geſchlagen haſt? Der Kirchendiener, der ihn an der Stimme erkannte, war wie verſteinert vor Schrecken. Nun, Bruder, ſagte Jephrem, das ſoll dir nicht ſo hingehen.

Der Kirchendiener warf ſich ihm zu Füßen und rief flehentlich: Nimm Alles was Dir gefällig iſt! Nein, erwiderte der Andere; ich werde mir ſchon ſeiner Zeit nehmen, was ich will ... Was meinen Sie nun? Seit der Zeit iſt der Kirchendiener wie abgebrüht, wie ein Schatten irrt er umher. Das Herz, ſagt er, iſt mir hingeſchwunden, der Räuber hat mir gefährliche Worte geſagt. So ging's mit dem Kirchendiener.

— Dieſer Kirchendiener, bemerkte ich, muß ein Einfaltspinſel ſein.

— Der, ein Einfaltspinſel? Wie können Sie nur ſo urtheilen? Es kam einmal ein Befehl, dieſen Jephrem gefangen zu nehmen. Der Stanowoi wollte ſich recht ſchlau dabei benehmen. So kamen denn zehn Mann in den Wald, um Jephrem zu fangen. Er ſieht ſie und geht ihnen geradeswegs entgegen ... Einer von ihnen ſchreit: Da iſt er, da iſt er, haltet ihn! bindet ihn! Mein Jephrem aber tritt in's Dickicht und ſchneidet ſich einen ein paar Finger dicken Baumſtamm ab. Mit dieſem Prügel kommt er zurückgeſprungen auf den Weg und fürchterlich wie der Kerl ausſieht, kommandirt er wie ein Zar auf der Parade: „Auf die

Kniee!“ Richtig fielen Alle auf die Kniee vor ihm. „Aber wer — fuhr er fort — wer von Euch hat vorhin gerufen: fangt ihn, haltet ihn? Du, Sseroga?“ Macht ſich der auf die Beine und davon... Aber Jephrem hinter ihm her, mit ſeinem Prügel ihm wohl eine Werſt lang den Rücken ſtreichelnd . . . Und doch klagte er nachher noch: „Ach, es ärgert mich, ſagte er, daß ich ihn nicht beſſer verarbeitet habe.“ Die Geſchichte trug ſich gerade vor den Faſten des heiligen Philipp zu. Der Stanowoi wurde bald darauf verſetzt, und ſomit war Alles zu Ende.

— Warum haben ſie ſich denn Alle von ihm einſchüchtern laſſen?

— Warum! das iſt eben . . .

— Er hat Euch geſchreckt wie Haſen und macht nun mit Euch was er will.

— Er hat uns geſchreckt . . . ja, und er ſchreckt Jeden wen er will. Und was er für außerordentliche Einfälle hat, o du mein Gott! — Einmal treffe ich ihn im Walde, es regnete eben friſch vom Himmel herunter; wie ich ihn bemerke, weiche ich aus; er aber winkt mich zu ſich und ſagt: „Komm, ſagte er, Konrad, fürchte dich nicht. Du ſollſt von mir lernen

wie man im Walde leben kann ohne vom Regen durchnäßt zu werden. Ich trat hinzu. Er saß unter einer Tanne, wo er aus frischem Holz ein kleines Feuer angemacht hatte, dessen dicker Rauch in die Tannenkrone stieg und den Regen in ihrem Umkreis verhinderte niederzufallen. Da hab' ich ihn bewundern müssen, und er sagte: „Gott sprach zum Regen: Fall' nieder und nässe. Jephrem aber sprach: Du sollst nicht nässen!“ Aber ich kann Ihnen noch eine bessere Geschichte von ihm erzählen — (Konrad fing hiebei an zu lachen), die sehr spaßig ist. Man hatte bei uns Hafer in der Tenne gedroschen, war aber nicht ganz fertig damit geworden; es blieb keine Zeit mehr, den letzten Haufen zusammenzufegen. So mußten denn während der Nacht zwei Mann Wache halten, die nicht zu den Behendesten gehörten. Sitzen also die beiden Schlauköpfe da und treiben Scherz mit einander, während mein Jephrem die Aermel seines Hemdes mit Stroh ausstopft, sie an den Enden befestigt und sich auf den Kopf setzt. So versteckt er sich erst in der Korndarre und kommt dann herangeschlichen aus seinem Winkel, sich duckend nach und nach seine Strohhörner zeigend. Der eine Bursche sprach zum andern:

Siehſt Du? — Ich ſehe, antwortete der Andere, und außer ſich vor Furcht ſprangen beide davon, daß die Hecken nur ſo krachten. Jephrem aber füllte ſeinen Sack mit Hafer und ſchleppte ihn nach Hauſe. Später hat er die Geſchichte ſelbſt erzählt und die armen Burſchen wurden beſchämt, die beiden . . . wahrhaftig!

Konrad fing wieder an zu lachen, und auch Jegor konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten. „Alſo waren es blos die Hecken, die krachten? ſagte er.

— Nun ja, blos die Hecken waren zu ſehen, durch welche ſie entflohen, ſetzte Konrad hinzu.

Alle ſchwiegen wieder. Plötzlich rief Konrad, beſtürzt ſich aufrichtend:

— Um's Himmelswillen, da iſt irgendwo eine Feuersbrunſt!

— Wo? wo? fragten wir.

— Dort, ſeht nur vorwärts, wohin wir fahren ... dort brennt es! Jephrem hat es richtig prophezeit. Wenn er das Feuer nur nicht ſelbſt angelegt hat; gewiß iſt ſeine verdammte Seele daran ſchuld . . .

Ich ſchaute nach der Richtung, welche Konrad bezeichnete. Wirklich erhob ſich, zwei oder drei Werſte vor uns, eine mächtige Säule ſchwarzblauen Rauches,

hinter den grünen, zackigen Streifen des niedrigen Tannenholzes langſam aufwirbelnd und dann in allmähliger Ausdehnung den Wald bedeckend. Zur Linken wie zur Rechten ſah man auch andere, kleinere und hellere Rauchſäulen aufſteigen.

Ein Bauer mit ganz rothem, ſchweißtriefendem Geſichte und mit herabſtürzendem Haar kam, den Ausdruck des Schreckens in den Zügen, im bloßen Hemde auf uns zugeſprengt und hatte Mühe ſein eilfertig gezäumtes Pferd zum Stehen zu bringen.

— Brüder, rief er mit keuchender Stimme, habt Ihr die Waldhüter nicht geſehen?

— Nein, wir haben keinen geſehen. Brennt der Wald?

— Er brennt. Wir müſſen Leute zuſammentreiben, denn wenn das Feuer ſich auf Trosni wirft . . .

Er riß an den Zügeln und drückte die Hacken in die Weichen des Pferdes, das ihn im Fluge weiter trug.

Konrad trieb auch ſeine Thiere zur Eile an. Wir fuhren geradeswegs auf den Rauch los, der ſich immer weiter ausbreitete, hie und da plötzlich ganz ſchwarz wurde und garbenförmig hochaufſchoß. Je näher wir kamen, deſto mehr verſchwammen die Umriſſe. Bald war die ganze Luft ein Qualm, ein ſtarker Brand-

geruch drang uns entgegen, und zwiſchen den Bäumen, die ſeltſam der Sonne entgegenzitterten, ſahen wir die erſten, bleichrothen Flammenzungen ſich ausſtrecken.

— Gott ſei Dank! ſagte Konrad, das Feuer ſcheint über der Erde zu ſein.

— Wie meinſt Du das?

— Nun, ich meine, daß es nicht unter der Erde iſt, ſondern über den Boden hinläuft. Mit einem unterirdiſchen Feuer iſt ſchwer fertig zu werden. Was wollen Sie machen, wenn die Erde eine ganze Elle tief unter Ihnen brennt? Da giebt's nur *eine* Rettung: Gräben zu ziehen. Aber glauben Sie, das ſei leicht? Solches Feuer *über* der Erde hat nicht viel zu bedeuten. Das frißt nur das Kraut weg und verbrennt die trockenen Blätter. Der Wald gedeiht deſto beſſer danach. Ach, Väterchen, ſieh nur wie die Flammen aufzüngeln!

Wir fuhren dicht bis zur Grenze des Feuers hinan. Ich ſtieg aus und ging ihm entgegen, was weder gefährlich noch ſehr beſchwerlich war. Es lief nämlich in der ſpärlich bewachſenen Kieferwaldung *gegen* den Wind und bewegte ſich in ungleichen Linien, oder,

richtiger ausgedrückt: in kleinen, gezackten Mauern, gebildet von Feuerzungen, welche der Wind zurückbog, zugleich den aufsteigenden Rauch davontragend.

Konrad hatte wahr gesprochen: es war dies wirklich eine Feuersbrunst über der Erde; die Glut fraß blos das Kraut weg, und sprang, ohne sich einzuwühlen, weiter, hinter sich wohl schwarze, rauchige, aber keine glimmenden Spuren zurücklassend. Allerdings hin und wieder, wenn das Feuer an eine mit Reisig und dürren Blättern gefüllte Grube kam, erhob es sich plötzlich mit eigenthümlichem, unheildrohendem Prasseln und Heulen in langen, wogenden Farbengarben, die aber bald wieder zerflackerten, worauf es dann zischend und knisternd weiter hüpfte. Ich bemerkte sogar zu wiederholten Malen, daß eine Eichenstaude mit dürren Blättern mitten in den Flammen unversehrt blieb, und nur ganz unten ein bischen angesengt wurde. Ich gestehe, daß ich nicht begreifen konnte, warum die trockenen Blätter kein Feuer fingen.

Konrad erklärte mir, es käme daher, daß es eben eine Feuersbrunst über der Erde, d. h. keine „bösartige Glut" sei.

— Es iſt aber doch immer Feuer, warf ich ein.

— Feuer über der Erde, wiederholte Konrad.

Gleichwohl hatte auch dies „nicht bösartige Feuer über der Erde" ſeine Wirkungen: die Haſen rannten ganz verwirrt hin und her, ohne alle Nothwendigkeit immer wieder zum Feuer zurückkehrend; die Vögel flatterten in den Rauch und zappelten wirbelnd darin umher; die Pferde ſahen ſich ſchnaubend ängſtlich um; ſelbſt der Wald ſchien zu dröhnen und auch dem Menſchen ward es unheimlich dabei zu Muthe, ſein Geſicht von den Flammenzungen umleckt zu fühlen . . .

— Was haben wir hier noch zu ſehen, wenn wir doch nicht helfen können! ſagte plötzlich der hinter mir ſtehende Jegor — wir thun beſſer, weiterzufahren.

— Aber wohin? fragte Konrad.

— Laß uns links einbiegen, über den ausgedörrten Sumpfboden, da kommen wir gut durch.

Wir befolgten ſeinen Rath und kamen richtig durch, wenn es den Pferden und der Telega auch hin und wieder etwas ſchwer wurde.

Mit dem Herumſchweifen auf der (Eingangs dieſes

Kapitels als unſer Reiſeziel bezeichneten) „Brandöde“ verbrachten wir den ganzen Tag. Vor Anbruch des Abends (die Abendröthe glühte noch nicht am Himmel, aber die Schatten der Bäume lagen ſchon unbeweglich und langgeſtreckt und man fühlte im Raſen die dem Nachtthau vorhergehende Kühle) — legte ich mich mitten auf den Weg neben der Telega nieder, welcher Konrad, ohne ſich ſonderlich zu beeilen, die müden Pferde vorſpannte, und meine geſtrigen unfrohen Träume kamen mir wieder in den Sinn.

Ringsum war Alles ſo ſtill wie am vergangenen Tage, aber mich beengte nicht mehr die dumpfe, drückende Schwüle des Waldes. Auf dem trockenen Mooſe, auf dem hellvioletten Steppengraſe, auf dem weichen Staube des Weges, auf den feinen Schäften und reinen Blättern der jungen Birken lag mild und klar der Glanz der nicht mehr ſchwülen, ſchon zum Untergang ſich neigenden Sonne. Alles ruhete, in ſtille Kühle getaucht; es war noch kein Schlafen, aber ſchon athmete Alles dem erquicklichen Schlummer des Abends und der Nacht entgegen. Die ganze Natur ſchien zum Menſchen zu reden: Ruhe aus, Bruder; athme

leicht und laß deinen Gram, auch dich ſoll die Nacht einlullen mit ihrem Frieden.

Meinen Kopf erhebend bemerkte ich oben auf der Spitze eines dünnen Zweiges eine jener großen Fliegen mit ſmaragdenem Köpfchen, langem Körper und vier durchſichtigen Flügeln, welche die koketten Franzoſen „demoiselles“, wir aber Jungfern oder Libellen nennen. Lange, wohl länger als eine Stunde, konnte ich das Auge nicht davon abwenden. Ganz von der Sonne durchglüht, bewegte ſie ſich nicht vom Flecke, ſondern drehte nur zuweilen das Köpfchen von einer Seite zur andern, leiſe mit den erhobenen Flügelchen zitternd.

Bei ihrem Anblicke ſchien es mir, als ob ich das Leben der Natur verſtände, als ob mir ihr unzweifelhafter und klarer, obwohl für Viele noch geheimnißvoller Sinn aufginge: eine ſtille allmählige Beſeelung, eine Langſamkeit und Zurückhaltung der Empfindung und Kräfte, ein Gleichgewicht der Geſundheit in jedem beſondern Weſen — das iſt ihr Grund, ihr unveränderliches Geſetz, das iſt es, wodurch ſie beſteht und ſich erhält. Alles was davon abweicht, gleichviel ob nach oben oder nach unten, wird von ihr

ausgeſtoßen als untauglich. Viele Inſekten ſterben im Genuſſe der Freuden der Liebe, welche das Gleichgewicht ſtören; das kranke Wild zieht ſich in's Dickicht des Waldes zurück, um dort einſam zu ſterben, gleich als ob es fühlte, daß es nicht mehr das Recht habe, ſich am Lichte der Sonne zu laben, in freier Luft zu athmen — nicht mehr das Recht habe zu leben; — aber der Menſch, der durch eigene oder fremde Schuld unglücklich iſt auf Erden, ſoll wenigſtens wiſſen ſein Unglück ſchweigend zu tragen.

— Nun, wo bleibſt Du, Jegor! rief plötzlich Konrad, der während dieſer Betrachtungen ſeinen Platz in der Telega genommen hatte und ſpielend die Zügel in der Hand hielt — komm, ſteig' ein! worüber grübelſt Du? Immer noch über deine Kuh?

— Seine Kuh? Was für eine Kuh? rief ich, Jegor anſehend. Ruhig und ernſt wie immer ſchien er in der That in Nachdenken verſunken zu ſein; ſein Auge ſchweifte in die Ferne, auf die Felder, welche ſchon anfingen dunkel zu werden.

— Wiſſen Sie denn nicht, fuhr Konrad fort, daß ihm dieſe Nacht ſeine letzte Kuh geſtorben

iſt? Er hat wirklich kein Glück — was wirſt Du thun?

Jegor ſetzte ſich ſchweigend auf die Telega und wir fuhren zurück.

„Der verſteht es, ſein Unglück ſchweigend zu tragen,“ dachte ich.

Das Wirthshaus an der Heerstraße.

Digitized by Google

I.

Auf der Straße von B., in faſt gleicher Entfernung von den beiden Kreisſtädten, welche ſie durchläuft, ſtand noch vor Kurzem ein großes Haus, allen des Weges kommenden Kutſchern, Fuhrleuten [1]), Handlungsdienern, Hauſirern, und überhaupt all den zahlreichen, verſchiedenartigen Reiſenden, welche in jeder Jahreszeit das Land durchziehen, wohl bekannt. Die meiſten von ihnen pflegten in dem Wirthshauſe einzukehren; nur die Equipagen vornehmer Gutsbeſitzer, die mit einem Sechsgeſpann in eigenem Geſtüt gezogener Pferde fuhren, rollten feierlich vorüber, was

---

1) In Rußland werden die Frachten nicht auf großen, ſchwerfälligen Laſtwagen befördert, wie in Deutſchland, ſondern auf ganz kleinen Fuhrwerken (Telegen), wovon eines ſammt ſeiner Ladung leicht von einem einzigen Pferde im Trabe gezogen werden kann. Dieſe kleinen Frachtwagen gehen indeß niemals einzeln, ſondern immer in langen Zügen, wie Kamele, ſo daß ein einziger Bauer genügt, eine ganze Reihe ſolcher einſpännigen Telegen (im Winter Schlitten) zu führen.

inzwiſchen weder den Kutſcher, noch den hinten ſtehenden Lakai verhinderte, mit beſonderer Empfindung und Aufmerkſamkeit nach der ihnen wohlbekannten Freitreppe zu ſpähen. Oder auch ein armer Teufel in ſchmutziger Telega mit ſeinen letzten drei Pjätaks (Fünfkopekenſtücken) im Schnürbeutel auf der Bruſt, trieb, auf der Höhe des reichen Wirthshauſes angekommen, ſeinen müden Gaul weiter, um ſein Nachtquartier in der Hütte eines armen Bauern zu ſuchen, bei welchem weiter nichts zu finden war, als Heu und Brot, der aber auch nicht einen Kopeken zuviel dafür forderte.

Außer ſeiner vertheilhaften Lage bot das Wirthshaus, wovon wir oben redeten, noch viele andere Annehmlichkeiten: ausgezeichnetes Waſſer in zwei tiefen Brunnen mit knarrenden Rädern und eiſernen Eimern an Ketten; einen geräumigen Hof mit bedeckten, von ſtämmigen Pfeilern getragenen Gallerien; einen reichen Vorrath vortrefflichen Hafers im Erdgeſchoß; eine warme Geſindeſtube mit einem ruſſiſchen Rieſenofen, welcher ein paar lange Röhren wie gepanzerte Arme ausſtreckte, und endlich zwei ziemlich ſaubere Zimmer mit röthlichen

Tapeten, unten ſchon etwas verſchoſſen, mit Sopha's und Stühlen von gefärbtem Holze an der Wand und zwei Geranientöpfen in den Fenſtern, welche übrigens niemals geöffnet wurden, und ganz geſchwärzt waren von verjährtem Staube.

Zudem war in der Nähe des Wirthshauſes eine Schmiede und eine Mühle; auch konnte man gut zu eſſen bekommen, wenn man die Gunſt der rothen, dicken Köchin zu gewinnen wußte, welche ſchmackhaft kochte und es mit den Portionen ſo genau nicht nahm.

Bis zur nächſten Schenke war kaum eine halbe Werſt. Der Schenkwirth verkaufte auch Schnupftabak, welcher, obgleich mit Aſche gemiſcht, von höchſt erfolgreicher Wirkung war und die Naſe auf's angenehmſte prickelte und biß. Kurz, viele Urſachen trafen zuſammen, daß Paſſagiere aller Art gern in dem Wirthshauſe anhielten. Es war belebt, weil es beliebt war, was immer das beſte Mittel iſt etwas in Gang zu bringen, aber — wie man ſich in der Nachbarſchaft erzählte — war es hauptſächlich deswegen beliebt, weil der Wirth ein Glückspilz war, dem Alles, was er unternahm, einſchlug, obwohl er ſein Glück

wenig verdiente. Aber ſo geht's in der Welt: wem es einmal glücken ſoll, dem glückt es.

Dieſer Wirth war ein Kleinbürger und hieß Naoum Iwanow. Von mittlerem Wuchs, dick, breitſchulterig, etwas gekrümmt, hatte er einen großen runden Kopf mit wallendem Haar, das ſchon in's Graue ſpielte, obwohl er, nach dem Anſehen zu ſchließen, nicht älter als vierzig Jahre ſein konnte. Sein Geſicht war voll und friſch, ſeine Stirn niedrig, aber weiß und glatt; ſeine kleinen, hellen, blauen Augen hatten einen ſeltſamen Ausdruck, indem ſie zugleich frech und argwöhniſch blickten, was nicht oft vorkommt. Den Kopf trug er immer gebückt und bewegte ihn nur mit Mühe zur Seite, wahrſcheinlich weil er einen zu kurzen Hals hatte. Er ging raſch, und faſt ohne die Arme zu bewegen, die er mit geballten Händen ſteif auseinander hielt. Wenn er lächelte, und er lächelte oft, aber ohne zu lachen, gleichſam für ſich, — ſo bewegten ſich ſeine dicken Lippen in widerwärtiger Weiſe und ließen eine gedrängte Reihe glänzender Zähne ſehen. Er ſprach ſtoßweiſe und mit einem gewiſſen mürriſchen Tone. Obgleich er ſich raſirte, blieb er doch in der Kleidung

dem altruſſiſchen Koſtüm treu. Er trug einen langen, ganz abgeſchabten Kaftan, weite Hoſen und Schuhe über den bloßen Füßen. Er war häufig von Haus abweſend in Geſchäften, deren er viele hatte: wie Pferdehandel, Landpacht, Gartenbau, kurz, Handel, Betrieb und Verkehr aller Art. Aber ſeine Abweſenheit war niemals von langer Dauer: wie der Geier, mit welchem er auch im Ausdrucke des Auges viele Aehnlichkeit hatte, kam er immer bald in's Neſt zurück. Er verſtand es, dies Neſt in Ordnung zu halten: überall fand er ſich zu rechter Zeit ein, Alles hörte und befahl, beſichtigte, ordnete und berechnete er ſelbſt, und Niemanden ließ er einen Kopeken nach, nahm aber auch keinen zuviel.

Die Reiſenden unterhielten ſich nicht gern mit ihm, und er ſelbſt liebte es nicht, viel unnütze Worte zu machen: „Ich brauche Euer Geld — pflegte er zu ſagen — und ihr braucht meine Koſt; wir haben nicht zuſammen Gevatter zu ſtehen; wenn ein Reiſender gegeſſen und ſein Pferd verſorgt hat, braucht er ſich nicht lange aufzuhalten. Und wenn er müde iſt mag er ſchlafen; ſchwatzen iſt überflüſſig.“ Das kam bei ihm ſo ſtoßweiſe heraus, als ob er jedes Wort

erſt herauspreßte. Er hielt ſich große und rüſtige Arbeiter, die aber friedfertig und gehorſam waren und ihn ſehr fürchteten. Für ſeine eigene Perſon dem Genuß geiſtiger Getränke völlig abhold, gab er ſeinen Leuten doch an großen Feſttagen jedem einen Griwenik (Zehnkopekenſtück) zum Schnaps; an andern Tagen durften ſie nicht wagen Branntwein zu trinken.

Leute vom Schlage Naoum's werden bald reich, allein er ſelbſt — deſſen Vermögen man auf vierzig bis fünfzigtauſend Rubel ſchätzte — war in ſeine glänzende Lage nicht auf geradem Wege gekommen ....

II.

Schon zwanzig Jahre vor dem Zeitpunkte, mit welchem unſere Erzählung beginnt, ſtand auf demſelben Flecke ein anderes Wirthshaus, welches allerdings kein dunkelrothes Dach hatte, das dem Hauſe Naoum Iwanow's das Anſehen eines Herrenhofes gab, ſondern von ſchlichter Bauart war, mit ſtrohbedeckten Wetterdächern im Hofe, ſtatt der Balken-

mauern geflochtene Wände, und ohne die Zier eines dreieckigen griechischen Giebels auf gedrechselten Pfeilern ruhend — allein es war immerhin ein geräumiges solides Absteigequartier, warm und von den Reisenden gern besucht.

Der Wirth hieß damals Akim Ssemenow und war Leibeigener einer in der Nachbarschaft begüterten Dame, Elisabeth Prochorowna Kuntze, Wittwe eines Stabsoffiziers. Dieser Akim war ein sehr intelligenter und thätiger Bauer, der noch in jungen Jahren mit zwei schlechten Pferden vor seinem Wagen auszog, um Kleinhandel zu treiben, nach einem Jahre mit drei ziemlich guten Pferden zurückkehrte und seit der Zeit sich fast sein ganzes Leben hindurch auf der großen Heerstraße umhertrieb, der Reihe nach Kasan und Odessa, Orenburg und Warschau besuchte, selbst in's Ausland bis „Lipetzk" (Leipzig) kam, und zuletzt ein paar riesige Telegen mit zwei Dreigespännen stattlicher Hengste fuhr.

Ob er seines heimathlosen, unstäten Lebens überdrüßig geworden, ob er sich wieder einen eigenen Hausstand gründen wollte (während einer seiner Reisen war seine Frau gestorben; später hatte er

auch ſeine Kinder verloren) — genug, er entſchloß ſich zuletzt ſeinen Handel aufzugeben und Gaſtwirth zu werden. Mit Erlaubniß ſeiner Herrin erbaute er auf der großen Heerſtraße, wo er noch unter dem verſtorbenen Gutsherrn eine halbe Deſſjatine Land erworben hatte, ein Gaſthaus. Die Geſchäfte gingen vortrefflich. Er hatte hinlänglich Geld, um das Haus ordentlich einzurichten und die Erfahrung, welche er auf ſeinen langjährigen Reiſen nach allen Enden Rußlands erworben hatte, kam ihm ſehr zu ſtatten; er wußte es den Reiſenden nach Wunſch zu machen und beſonders den Handelsfuhrleuten, ſeinen ehemaligen Gewerbsgenoſſen, deren er gar viele perſönlich kannte, und welche die Rechnungen in den Wirthshäuſern ſehr anſchwellen laſſen, weil dieſe Leute für ſich und ihre mächtigen Pferde in der Verpflegung und Beköſtigung ungewöhnliche Anſprüche machen.

Bald war Akims Hof auf hundert Werſt in der Runde bekannt. Die Paſſagiere kehrten lieber bei ihm ein als bei ſeinem völlig von ihm verſchiedenen Nachfolger, obgleich er ſich mit dieſem in Betreff der Wirthſchaftsführung nicht entfernt vergleichen konnte. Akim hielt nämlich Alles noch auf altem Fuße; die

Zimmer waren warm, aber nicht ſonderlich rein; auch kam es wohl vor, daß der Hafer etwas feucht und modrig und das Eſſen durch das Kochen halb verdorben war. Zuweilen kamen Speiſen auf den Tiſch, die beſſer ganz weggeblieben wären, nicht etwa weil Akim mit ſeinem Vorrath kargte, ſondern blos weil die Köchin es mit ihrer Kunſt ſo genau nicht nahm.

Dafür aber nahm es Akim auch nicht ſo genau mit der Rechnung, ſondern ließ mit ſich handeln; auch gab er gern Kredit — kurz, er war ein guter Kerl und ein liebenswürdiger Wirth. Dazu zeigte er ſich ſeinen Gäſten auch freigebig in der Bewirthung und Unterhaltung. Beim Ssamowar (ruſſiſche Theemaſchine) plauderte er ihnen vor, daß ſie die Ohren ſpitzten, beſonders wenn er anfing von P i t e r (Peter dem Großen) zu erzählen, oder von den tſcherkeſſiſchen Steppen, oder gar von den überſeeiſchen Ländern. Natürlich verſtand er auch ſein Gläschen zu leeren und that es gern, wenn er mit einem guten Kameraden beiſammen ſaß; übrigens trank er niemals im Uebermaß, ſondern blos der Geſellſchaft wegen, um ſeinen Gäſten Beſcheid zu thun. So äußerten ſich die Reiſenden über ihn.

Insonderheit waren ihm die Kaufleute sehr gewogen und überhaupt alle Leute von altem Schrot und Korn, die Kernrussen, welche sich nie auf den Weg machen ohne ihre Lenden gehörig zu gürten, in kein Zimmer eintreten, ohne das Kreuz zu schlagen und keinen Menschen anreden, ohne ihm vorher eine gute Gesundheit zu wünschen.

Schon das Aeußere Akim's war ganz gemacht für ihn einzunehmen: er war von hohem Wuchs, ein bischen mager, aber sehr wohlgebaut und hielt sich selbst in seinen älteren Jahren noch vortrefflich. Sein langes regelmäßiges Gesicht hatte einen angenehmen Ausdruck, er hatte eine hohe, freie Stirn, eine gerade, feine Nase und schmale Lippen. Der Blick seiner hervorstehenden braunen Augen glänzte von herzgewinnender Freundlichkeit; sein weiches, dünnes Haar schlängelte sich bis um den Hals; der Scheitel war beinahe schon kahl. Der Ton seiner Stimme war äußerst angenehm, obwohl schwach; in seiner Jugend hatte er vortrefflich gesungen, allein die fortwährenden Reisen in freier Luft und im Winter hatten seine Brust angegriffen; dagegen sprach er sehr fließend und einschmeichelnd. Wenn er lächelte, bildeten sich um seine

Augen ſtrahlenförmige Falten, welche ihm einen ſehr lieben Ausdruck gaben; — nur bei guten Menſchen ſieht man ſolche Falten. In ſeinen Bewegungen war Akim langſam und gemeſſen; es zeigte ſich darin eine große Zuverſicht und ernſte Höflichkeit, wie bei einem Manne, der viel in der Welt herumgekommen iſt, viel geſehen und erfahren hat.

In der That beſaß Akim — oder Akim Ssemenowitſch, wie man reſpectvoll im herrſchaftlichen Hauſe ihn nannte, wohin er oft kam und Sonntag Nachmittags niemals verfehlte ſeinen Beſuch zu machen — in der That beſaß Akim Ssemenowitſch Alles, um glücklich zu ſein, und wär' es auch wohl immer geweſen, wenn er nicht eine Schwäche gehabt hätte, die ſchon Manchen in's Unglück gebracht hat, und auch ihn in's Unglück bringen ſollte, nämlich ſeine Schwäche für die ſogenannte ſchönere Hälfte des Menſchengeſchlechts. In der Verliebtheit leiſtete er das Unglaubliche; ſein Herz konnte dem Blicke keiner hübſchen Frau widerſtehen — es zerſchmolz darin wie der erſte Schnee in der Sonne. Schon oft hatte er für ſeine Empfindſamkeit ſchwer zu leiden gehabt.

Während des erſten Jahres nach ſeiner Nieder-

laſſung auf der großen Heerſtraße war Akim dergeſtalt mit dem Ausbau ſeines Hauſes, der Einrichtung ſeiner Wirthſchaft und den vielen dazu gehörigen Dingen beſchäftigt, daß ihm entſchieden keine Zeit blieb an das ſchöne Geſchlecht zu denken und wenn ihm einmal verliebte Gedanken in den Sinn kamen, ſo ſuchte er ſie gleich zu vertreiben durch das Leſen heiliger Bücher, mit welchen er ſich eifrig beſchäftigte (Akim hatte ſchon ſeit ſeiner erſten Reiſe leſen gelernt), oder durch das halblaute Abſingen von Pſalmen, oder durch andern Gott wohlgefälligen Zeitvertreib. Außerdem hatte er ſchon ſein ſechsundvierzigſtes Jahr erreicht — ein Zeitpunkt im Leben, wo die Leidenſchaften merklich kühler und ruhiger zu werden pflegen, und zum Heirathen ein wenig ſpät. Akim glaubte ſelbſt, daß es eine Thorheit ſei noch an dergleichen zu denken . . . aber es ſcheint, daß der Menſch ſeinem Schickſale nicht entgehen kann.

Akim's Herrin, Liſaweta Prochorowna Kuntze, war, wie ihr verſtorbener Gemahl, deutſchen Urſprungs, gebürtig aus Mitau, wo ſie die erſten Jahre ihrer Kindheit verlebt und eine ſehr zahlreiche und arme Familie zurückgelaſſen hatte, um welche ſie ſich übri-

gens wenig kümmerte, besonders seit ihr Bruder, ein Infanterie-Offizier in der Armee, sie einmal unangenehm durch seinen Besuch überrascht und sich dabei so weit vergessen hatte, daß er sie, die Herrin des Hauses beinahe geprügelt hätte, sich aber dann damit begnügte, sie „Du Lumpenmamsell" zu schelten, nachdem er sie Abends vorher in seinem schlechten Russisch „meine verehrte Schwester und Wohlthäterin" genannt.

Obgleich fremdes Blut in ihren Adern floß, so stand Lisaweta Prochorowna doch, als Herrin, einer geborenen russischen Edeldame durchaus nicht nach. Sie bewohnte fast ohne Unterbrechung ihr hübsches, durch die Ersparnisse ihres Mannes (der als Ingenieuroffizier Gelegenheit zu Nebenverdiensten hatte) wohlerworbenes Landgut, welches sie selbst verwaltete und zwar durchaus nicht ungeschickt. Lisaweta Prochorowna ließ sich nie den kleinsten Vortheil entgehen, aus Allem wußte sie Nutzen zu ziehen. Hierin, sowie darin, daß sie immer einen Pfennig für einen Groschen ausgab, zeigte sich ihr deutscher Ursprung; in allem Uebrigen war sie durchaus russificirt. Sie hielt ein sehr zahlreiches Hofgesinde und besonders viele Mädchen, welche ihr Brod nicht umsonst aßen.

Vom Morgen bis zum Abend kamen ſie nicht dazu ihren arbeitsgekrümmten Rücken gerade zu biegen. Sie fuhr gern ſpazieren oder auf Beſuch mit Livreebedienten hinter dem Wagen. Sie hörte gern Klatſchereien und Ohrenbläſerei und verſtand ſich ſelbſt vortrefflich darauf. Sie fand ein Vergnügen darin, irgendeinen von ihren Leuten nach Laune mit Gunſt zu überhäufen und ihn dann plötzlich wieder fallen zu laſſen. Mit einem Worte: Liſaweta Prochorowna ſpielte ganz die große Dame. Gegen Akim war ſie ſehr gnädig; er bezahlte ſeinen hohen Grundzins immer auf das pünktlichſte, und ſie unterhielt ſich freundlich mit ihm und lud ihn ſogar oft ſcherzend ein, ſie zu beſuchen. Aber gerade im Hauſe ſeiner Herrin erwartete Akim das Unglück.

Unter dem weiblichen Dienſtperſonal Liſaweta Prochorowna's befand ſich ein fünfundzwanzigjähriges Mädchen, eine Waiſe, Namens Dunaſcha. Sie hatte ein ganz angenehmes Aeußere, war hübſch gewachſen und von behendem Weſen. Ihre Züge waren nicht gerade regelmäßig, aber anſprechend: der friſche Teint, die üppigen, helllockigen Haare, die lebhaften grauen Augen, das kleine Stumpfnäschen, die blühen-

den Lippen vereinten sich mit einem gewissen — ungezwungenen, halb spöttischen, halb herausfordernden Ausdruck ihres Gesichtes, sie zu einer anziehenden Erscheinung zu machen. Dazu kam, daß sie, obgleich eine Waise, zurückhaltend, ja fast hochmüthig im Umgange war, eingedenk ihres Ursprunges von alten Hofbediensteten ersten Ranges. Ihr Vater Arefi hatte nämlich dreißig Jahre hindurch das Amt eines fürstlichen Haushofmeisters bekleidet und ihr Großvater Stephan war Kammerdiener des Fürsten gewesen, der in demselben Leibgarderegimente, welches die Kaiserin Katharina als Oberst befehligte, den Rang eines Sergeanten hatte.

Dunascha kleidete sich immer mit möglichster Sorgfalt und that sich viel zu Gute auf ihre wohlgepflegten und wirklich schönen Hände. Sehr hochmüthig, ja verächtlich behandelte sie ihre Anbeter, deren Huldigungen sie mit selbstvertrauendem Lächeln anhörte, und wenn sie sich einmal herabließ ihnen zu antworten, so geschah das in kurzen Ausrufen, wie z. B.: Versteht sich! Ich werde . . . Das fehlte noch! —

Dunascha war drei Jahre bei einer französischen

Putzmacherin in Moskau in der Lehre gewesen, wo sie das hochtrabende Wesen und die schnippischen Manieren sich aneignete, durch welche alle russischen Kammerzofen sich auszeichnen, die ihre Lehrjahre in der Hauptstadt gemacht haben. Ihre Dienstgenossen hielten sie für ein Mädchen voll Eigenliebe und Ehrgeiz (was im Munde dieser Leute ein großes Lob ist), welches viel in der Welt gesehen und sich doch zu halten gewußt habe. Obgleich sie mit der Nadel gut umzugehen wußte, hatte sie sich doch der Gunst ihrer Herrin nicht sonderlich zu erfreuen, Dank der ersten Kammerfrau Kirillowna, einer schon ältern, verschmitzten Person, die großen Einfluß auf Lisaweta Prochorowna hatte und diesen sehr geschickt durch Fernhaltung aller Nebenbuhlerinnen zu wahren wußte.

In diese Dunascha verliebte sich Akim und zwar so gründlich, wie er nie zuvor verliebt gewesen war. Er hatte sie zum Erstenmale in der Kirche gesehen, kurz nach ihrer Rückkehr von Moskau . . . dann war er ihr ein paarmal im herrschaftlichen Hause begegnet und endlich ward ihm das Glück, einen ganzen Abend mit ihr beim Verwalter zuzubringen, der

einige der angesehensten Hausbedienten zum Thee eingeladen hatte. Diese Leute würdigten ihn ihres Umgangs, obwohl er nicht zu ihnen gehörte und einen Bart trug nach altrussischer Weise; allein er war ein gebildeter Mann, der lesen und schreiben konnte und außerdem ein hübsches Vermögen besaß. Zudem kleidete er sich auch nicht wie ein Bauer, sondern trug einen langen Kaftan von schwarzem Tuch, hohe Stiefeln und ein Halstuch. Freilich, wenn die Hofbediensteten unter sich waren, sagten sie wohl, daß er eigentlich doch nicht zu ihnen gehöre noch passe, aber im Verkehr mit dem wohlhabenden Mann zeigten sie sich doch zuvorkommend genug.

In der obenerwähnten Theegesellschaft beim Verwalter besiegte Dunascha völlig das verliebte Herz Akim's, obgleich sie entschieden auf alle seine schmeichelhaften Reden kein Wort erwiederte und ihm nur zuweilen einen Seitenblick zuwarf, gleich als ob sie sagen wollte: wie kommt der Bauer hieher?

Akim wurde dadurch nur noch mehr in Flammen gesetzt. Er kehrte erst nach Hause zurück, überlegte, und kam endlich zu dem Entschlusse, um ihre Hand anzuhalten . . .

Aber wer beſchreibt den Zorn und Unwillen Dunaſcha's, als nach etwa fünf Tagen Kirillowna ſie freundlich zu ſich in's Zimmer rief und ihr mittheilte, daß Akim (der wohl wußte an wen er ſich zu wenden hatte), daß dieſer bärtige Bauer Akim, in deſſen Nähe zu ſitzen ihr neulich als eine Beleidigung vorkam, um ihre Hand anhalte!

Erſt flammte Dunaſcha zornig auf, dann zwang ſie ſich zu lachen, dann fing ſie an zu weinen, allein Kirillowna führte ihren Angriff ſo geſchickt aus, ſtellte ihr ihre abhängige Stellung im Hauſe ſo klar vor und machte ihr das Paſſende der Partie, den Reichthum und die blinde Unterwürfigkeit Akim's ſo anſchaulich und hob endlich auch ſo eindringlich hervor, wie ſehr die Herrin ſelbſt dieſe Verbindung wünſche, daß Dunaſcha das Zimmer ganz nachdenklich verließ, und von nun an bei ihrer Begegnung mit Akim ihm nicht mehr auswich, ſondern ihn ſtarr anſah. Die ungläubliche Freigebigkeit des Verliebten, der ſie mit Geſchenken überhäufte, zerſtreute ihre letzten Bedenken.

Liſaweta Prochorowna, welcher Akim in der Freude ſeines Herzens hundert Pfirſiche auf einer ſilbernen

Schüſſel überreichte, gab ihre Einwilligung zu ſeiner Verbindung mit Dunaſcha und die Hochzeit wurde vollzogen. Akim ſcheute keine Ausgabe — und die Braut, welche noch Abends vorher mehr todt als lebendig im „Jungfernkreiſe“ geſeſſen, und ſelbſt am Hochzeitsmorgen noch geweint hatte, während Kirillowna ſie ankleidete, ward bald getröſtet . . . Die Herrin ſchmückte ſie zur Feierlichkeit in der Kirche mit ihrem eigenen Shawle — und Akim ſchenkte ihr noch an demſelben Tage einen Shawl, der vielleicht noch koſtbarer war als jener . . .

III.

So war denn Akim wieder verheirathet und er führte ſeine junge Frau in ſein Haus ein, wo ſie nun zuſammen leben ſollten.

Es ſtellte ſich bald heraus, daß Dunaſcha eine ſchlechte Haushälterin war und Akim keine rechte Stütze in ihr fand. Sie kümmerte ſich um Nichts, ſah grämlich aus und langweilte ſich, wenn nicht irgend ein durchreiſender Offizier ihr Aufmerkſamkeiten erwies und Artigkeiten ſagte, während ſie hinter dem großen Ssamowar den Thee bereitete. Sie fuhr

häufig aus, bald in die Stadt, um Einkäufe zu machen, bald in das Herrschaftshaus, welches von dem ihrigen wohl fünfviertel Stunden entfernt lag. Im Herrschaftshause fühlte sie sich am behaglichsten. Dort war sie unter alten Bekannten. Die Mädchen bewunderten ihren Putz; Kirillowna bewirthete sie mit Thee; selbst Lisaweta Prochorowna unterhielt sich mit ihr.

Aber auch diese Besuche waren nicht ohne bittere Gefühle für Dunascha. Sie durfte jetzt z. B., da sie nicht mehr zu den Hofbedienstеten gehörte, auch keine Haube und keinen Hut mehr tragen wie diese, sondern mußte ihren Kopf mit einem Tuche umwinden, „wie eine Kaufmannsfrau" bemerkte ihr Kirillowna — wie eine Bäuerin, sagte sie sich selbst.

Mehr als einmal kamen Akim die Worte in den Sinn, welche ihm ein alter Oheim, ein blutarmer Bauer und eingerosteter Hagestolz gesagt hatte, als er ihm vor der Hochzeit auf der Straße begegnete: „Nun, Bruder Akimuschka, ich höre, du willst dich wieder verheirathen."

„Jawohl. Was weiter?"

„Ach, Akim, Akim! Du bist nun uns, den Bauern, kein Bruder mehr, gehörst nicht mehr zu un-

ſeres Gleichen — aber auch ſie iſt nicht Deines Gleichen!

„Warum iſt ſie nicht meines Gleichen?“

„Wär' es auch nur darum“ — rief er, auf Akim's Bart zeigend, den dieſer aus Gefälligkeit für Dunaſcha beſchnitten hatte; ihn ganz abzurasiren konnte er nicht übers Herz bringen.

Akim ſenkte das Haupt, während der Greis ſich wandte und die Schöße ſeines an den Schultern zerriſſenen Pelzes übereinanderſchlagend, mit Kopfſchütteln davonging.

Ja, mehr als einmal gedachte Akim ächzend und ſeufzend dieſer Worte, aber ſeine Liebe zu dem hübſchen Weibe blieb dieſelbe. Er war ſtolz auf ſeine Frau, wenn er ſie verglich — nicht mit gewöhnlichen Bäuerinnen, oder mit ſeiner erſten Frau, die ihm angeheirathet wurde, als er kaum ſechzehn Jahre zählte, — mit den andern Zofen im herrſchaftlichen Hauſe.

„Wir haben doch ein allerliebſtes Vögelchen im Käfig!“ ſagte er ſich zum Troſte. Die geringſte Freundlichkeit Dunaſcha's machte ihn überglücklich. Mit der Zeit wird ſie ſich ſchon gewöhnen und gut einleben, dachte er. Dazu kam, daß ſie ſich eines guten

Wandels befleißigte und Niemand ihr ein ſchlimmes Wort nachſagen konnte.

So vergingen einige Jahre. Dunaſcha hatte ſich mit der Zeit wirklich an ihr neues Leben gewöhnt. Akim's Liebe und Vertrauen zu ihr nahm mit den Jahren nur zu. Ihre frühern Dienſtgenoſſinnen, welche ſich verheirathet hatten, aber zu ſtolz geweſen waren einen Bauern zu nehmen, hatten alle Unglück in der Ehe: theils waren ſie gänzlich verarmt, theils in ſchlechte Hände gefallen. Akim's Wohlſtand dagegen nahm fortwährend zu. Alles glückte ihm, er mochte unternehmen was er wollte. Nur ein Glück blieb ihm verſagt: Gott ſchenkte ihm keine Kinder.

Dunaſcha war nun fünfundzwanzig Jahr alt geworden und hatte es dahin gebracht; daß man ſie allgemein Afdotja Areſjewna[1]) nannte. Eine muſterhafte Wirthin war ſie gerade nicht zu nennen, aber ſie liebte ihr Haus, wachte über Speiſekammer, Küche und Keller und beaufſichtigte die Arbeiterinnen, d. h. ſie that wenigſtens ſo. In Wahrheit ließ ſie

1) Dunaſcha iſt das Diminutivum von Afdotja. Dem Taufnamen das Patronymicum folgen zu laſſen, iſt ein Beweis von Achtung.

Alles gehen wie es ging, so daß im Hause weder besondere Sauberkeit noch Ordnung herrschte. Dagegen hing im Hauptzimmer neben dem Bilde Akim's auch ihr Bild, in Oel von dem im väterlichen Hause zum Künstler aufgewachsenen Sohne des Küsters gemalt. Sie war dargestellt in weißem Kleide, mit gelbem Shawle darüber, einer sechsfach um den Hals geschlungenen Perlenschnur, langen Ohrgehängen und Ringen an jedem Finger. Man konnte sie erkennen, obgleich der Künstler sie zu fett und zu roth gehalten und ihre grauen Augen in schwarze — noch dazu schielende — verwandelt hatte.

Akim's Porträt war weniger gelungen; der Künstler hatte ihn sehr dunkel — à la Rembrandt — aufgefaßt.

In ihrer Kleidung fing Afdotja an sich sehr zu vernachlässigen; sie warf ein großes Tuch über die Schulter und ließ das Kleid darunter sitzen wie es sitzen wollte; sie war angesteckt von jener einschläfernden, seufzenden Trägheit, welcher sich die Russen im Allgemeinen gar zu leicht hingeben, sobald sie nicht mehr um des Tages Nothdurft zu ringen haben.

Bei alledem gedieh das Hauswesen wie das Ge-

ſchäft ihres Mannes; Akim und ſeine Frau lebten ſo gut miteinander, daß ihre Ehe als ein wahres Muſter galt in der Nachbarſchaft. Aber wie das Eichhörnchen, welches ſich das Näschen putzt in demſelben Augenblicke wo der Jäger darauf zielt, ſo fühlt der Menſch ſein Unglück nicht vorher — wie unſicheres Eis bricht das Glück plötzlich unter ſeinen Füßen zuſammen.

IV.

An einem Herbſtabend ſtieg in Akim's Wirthshauſe ein Kaufmann ab, der allerlei Kurz- und Putzwaaren mit ſich führte. Auf verſchiedenen Umwegen fuhr er mit zwei wohlbeladenen Kibitken von Moskau nach Charkow. Er war einer der durch's Land ziehenden Hauſirer, welche die Gutsherren und beſonders deren Frauen und Töchter oft mit ſo großer Ungeduld erwarten.

Mit dieſem Kaufmann, der ſchon in vorgerückten Jahren ſtand, reisten zwei Gehülfen, wovon der eine bleich, mager und bucklig, der andere ein anſehnlicher, hübſcher Burſche von etwa zwanzig Jahren war.

Sie aßen zu Abend und bestellten sich dann Thee. Der Kaufmann lud den Wirth und seine Frau ein, eine Tasse mit ihnen zu trinken, und so geschah es.

Zwischen den beiden alten Männern (Akim stand in seinem fünfzigsten Jahre,) knüpfte sich bald eine Unterhaltung an. Der Kaufmann erkundigte sich nach den Gutsherrschaften in der Umgegend und Niemand konnte ihm bessere Auskunft darüber geben als Akim. Der bucklige Gehülfe verließ alle Augenblicke das Zimmer um nach den Pferden zu sehen und zog sich endlich ganz zurück, um sein Bett aufzusuchen. Afdotja hatte sich mit dem andern Gehülfen zu unterhalten. Sie saß neben ihm, weniger selbst sprechend als anhörend, was er ihr erzählte, aber dieß schien ihr sehr zu gefallen; ihr Antlitz belebte sich, eine ihr ungewöhnliche Röthe umspielte ihre Wangen und sie lachte oft und herzlich. Der junge Mann saß neben ihr fast ohne sich zu rühren, seinen lockigen Kopf auf den Tisch neigend. Er sprach leise, ohne die Stimme zu erheben und die Worte zu beschleunigen. Dagegen waren seine kleinen, aber unternehmenden blauen Augen unverwandt auf Afdotja gerichtet. Sie suchte erst seinen durchbohrenden Blicken

auszuweichen, dann aber ſah ſie ihm ſelbſt in's Geſicht . . . Das Geſicht dieſes kecken Burſchen war friſch und glatt wie ein Borsdorfer Apfel. Er lächelte oft beim Sprechen und ſpielte ſich mit ſeinen weißen Fingern am Kinn herum, woran ſich ſchon ein leichter dunkler Flaum zeigte. Er drückte ſich in der gezierten Redeweiſe der ruſſiſchen Kaufleute aus, ſprach aber ſehr geläufig und mit einer gewiſſen nachläſſigen Zuverſicht, und hielt dabei immer auf ſie ſeinen ſtarren, kecken Blick gerichtet. Plötzlich rückte er ihr ein wenig näher und ſagte, ohne eine Miene dabei zu verziehen: „Afdotja Areſjewna, eine ſchönere Frau als Sie giebt's in der ganzen Welt nicht; ich glaube, für Sie könnte ich das Leben laſſen."

Afdotja lachte laut auf.

— Was haſt Du? fragte Akim.

— O, er erzählt mir ſo drollige Geſchichten — erwiderte ſie, ohne beſondere Bewegung zu verrathen.

Der alte Kaufmann lächelte: — Ja, ja, mein Naoum iſt ein Spaßvogel; Sie dürfen ihn aber nicht hören.

— Das fehlte noch! ſagte ſie kopfſchüttelnd; ich habe an andere Dinge zu denken.

— He, he, natürlich, ſagte der Alte. Es iſt übrigens Zeit — fuhr er mit gedehnter Stimme fort — daß wir uns zur Ruhe begeben. Wir ſind ſehr erfreut geweſen über Ihre Geſellſchaft, ſehr erfreut, aber erlauben Sie uns, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen.

Bei dieſen Worten erhob er ſich.

— Auch wir ſind ſehr erfreut geweſen, entgegnete Akim, ebenfalls ſich erhebend, das heißt, wir danken für gütige Geſellſchaft und Bewirthung und wünſchen Ihnen, recht wohl zu ruhen. Afdotja, ſteh' auf.

Afdotja folgte der Aufforderung gleichſam mit innerem Widerſtreben; desgleichen Naoum . . . und Alle zogen ſich zurück.

Die Wirthsleute ſtiegen zu dem Verſchlage hinauf, der ihnen als Schlafzimmer diente. Akim fing alsbald an zu ſchnarchen; Afdotja hingegen konnte lange nicht einſchlafen. Erſt lag ſie ganz ruhig, das Geſicht der Wand zugekehrt; dann fing ſie an ſich hin- und herzuwälzen im Bette und den Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite des heißen Federkiſſens zu legen; dann zog ſie die Bettdecke über ſich und fiel in einen leiſen Schlummer.

Plötzlich erſchallte vom Hofe herauf eine kräftige Männerſtimme, die in gedehnten, aber nicht gerade klagenden Tönen ein Lied ſang, deſſen Worte nicht zu verſtehen waren.

Aſdotja öffnete die Augen, ſtützte den Kopf auf die Hand und lauſchte. Der Geſang währte fort und tönte kräftigen Klangs durch die Herbſtluft empor.

Akim erhob den Kopf.

— Wer ſingt da? fragte er.

— Ich weiß nicht — antwortete ſie.

— Er ſingt gut — hub er nach kurzem Schweigen wieder an. Er ſingt gut. Welche kräftige Stimme! Ich habe auch zu meiner Zeit geſungen, fuhr er fort — und ich habe gut geſungen; aber meine Stimme hat ſich verdorben. Dieſe klingt gut. Das iſt gewiß der junge Burſche, der da ſingt; Naoum, glaub' ich, heißt er. — Und er legte ſich auf die andere Seite, ſeufzte tief auf und ſchlief wieder ein.

Die Stimme im Hofe ließ ſich noch lange vernehmen. Aſdotja horchte mit wachſender Aufmerkſamkeit. Endlich ſchien der Geſang plötzlich abzubrechen; noch einmal erhob er ſich hell und ſtarb dann in immer leiſeren Tönen hin.

Afdotja bekreuzigte ſich und legte den Kopf wieder auf's Kiſſen. Eine halbe Stunde verging ſo; dann erhob ſich die junge Frau leiſe und glitt vorſichtig aus dem Bette.

— Wohin willſt Du, Frau? fragte Akim durch den Schlaf.

Sie blieb ſtehen.

— Ich wollte das Lämpchen vor dem Heiligenbilde etwas aufmuntern, ſagte ſie, ich kann nicht einſchlafen.

— Bete Du, murmelte er, wieder einſchlafend.

Afdotja ging zum Heiligenbilde und machte ſich mit dem Lämpchen zu ſchaffen, welches plötzlich erloſch. Sie legte ſich wieder in's Bett. Alles wurde ſtill.

Am andern Morgen früh machte ſich der Kaufmann auf den Weg mit ſeinen Gehülfen. Afdotja ſchlief noch. Akim gab den Reiſenden eine gute Strecke das Geleite; er mußte nach der Mühle gehen. Als er nach Hauſe zurückkehrte, fand er ſeine Frau ſchon angekleidet und nicht mehr allein. Der junge Burſche vom vergangenen Abend, Naoum, war bei ihr. Sie ſtanden am Tiſche beim Fenſter und unterhielten ſich. Wie ſie Akim erblickte, verließ Afdotja ſchweigend das

Zimmer. Naoum ſagte, er ſei zurückgekommen um die Handſchuhe ſeines Herrn zu holen, welche auf der Bank liegen geblieben wären, und entfernte ſich dann ebenfalls . . .

Wir wollen jetzt dem Leſer ſagen, was er wahrſcheinlich ſchon errathen haben wird, daß Afdotja ſich leidenſchaftlich in Naoum verliebt hatte. Wie das ſo ſchnell geſchehen konnte, iſt ſchwer zu erklären, um ſo ſchwerer, als ſie bis dahin tadellos in ihrer Aufführung geweſen war, trotz der vielen Gelegenheiten und lockenden Verſuchungen, welche ſich ihr geboten, die eheliche Treue zu brechen. Später, als ihr Verhältniß mit Naoum offenkundig geworden, galt es in der ganzen Nachbarſchaft für eine ausgemachte Sache, daß Naoum ihr gleich am erſten Abend einen Zaubertrank in den Thee geſchüttet habe (das ruſſiſche Volk glaubt noch feſt an die Wirkſamkeit ſolcher Mittel), deſſen Erfolg auch bald an Afdotja ſich offenbarte, indem ſie von dem Tage an abzehrte und traurig wurde.

Wie dem nun immer ſein mochte, Naoum ließ es an Beſuchen in Akim's Hauſe nicht fehlen. Zuerſt kam er wieder in Begleitung des alten Prinzi-

pals; nach drei Monaten aber erſchien er allein und mit eigenen Waaren. Dann ging das Gerücht, er habe ſich in einer benachbarten Stadt niedergelaſſen, und von der Zeit an verfloß keine Woche, ohne daß man ihn auf der großen Verkehrsſtraße ſah mit ſeiner buntbemalten Telega, von ein paar runden kleinen Pferden gezogen, die er ſelbſt lenkte. Zwiſchen ihm und Akim beſtand gerade keine große Freundſchaft, aber auch von Feindſeligkeit war nichts zu merken. Akim ſchenkte ihm nur geringe Aufmerkſamkeit und betrachtete ihn als einen unternehmenden jungen Mann, dem es nicht fehlen könne, ſeinen Weg zu machen. Von Afdotja's Gefühlen für ihn hatte er keine Ahnung und vertraute ihr nach wie vor.

So verfloſſen abermals zwei Jahre.

V.

An einem Sommertage, vor Tiſch, um ein Uhr Nachmittags, ging Liſaweta Prochorowna, deren Geſicht in den beiden letzten Jahren, trotz allen Schönheitsmitteln, die ſie anwandte, trotz aller rothen und weißen Schminke, die ſie auflegte, auffallend gelb und faltig geworden war, mit ihrem Hündchen und einem zierlichen Sonnenſchirm in ihrem nach deutſcher

Art ſauber hergerichteten Garten ſpazieren. Leiſe mit ihrem geſtärkten Kleide rauſchend, ging ſie kurzen Schritts den blanken Sandweg hinab, der zwiſchen zwei Reihen ſich weit von den Stengeln ausſtreckender Georginen hinführte, als ſie plötzlich von unſerer alten Bekannten Kirillowna eingeholt wurde, welche ihr reſpectvoll mittheilte, daß eben ein Kaufmann aus B. angekommen ſei, der ſie in einer höchſt wichtigen Angelegenheit zu ſprechen wünſche.

Kirillowna erfreute ſich der Gunſt ihrer Gebieterin noch ganz in früherer Weiſe (in Wirklichkeit war ſie es, welche die Güter der Frau v. Kuntze verwaltete) und hatte ſogar ſeit Kurzem die Erlaubniß eine weiße Haube zu tragen, was den ſcharfen Zügen ihres dunklen Geſichts einen noch ſtärkeren Ausdruck gab.

— Ein Kaufmann? fragte die Dame. Was will er von mir?

— Ich weiß nicht, gnädige Frau, erwiderte Kirillowna mit ſüßlicher Stimme: — er ſcheint die Abſicht zu haben, etwas von Ihnen zu kaufen.

Liſaweta Prochorowna kehrte in ihr Empfangszimmer zurück und, nachdem ſie dort ihren gewöhnlichen Paradeplatz eingenommen hatte in einem hohen

Seſſel, der oben wie mit einem Thronhimmel überwölbt war, zierlich von Epheu umſchlungen, befahl ſie den Kaufmann aus B. zu ihr zu führen.

Alſobald trat Naoum ein, verbeugte ſich und blieb bei der Thüre ſtehen.

— Ich höre, daß Sie etwas von mir zu kaufen wünſchten, hub ſie an, indem ſie bei ſich dachte: was iſt dieſer Kaufmann für ein ſchöner junger Mann! —

— Ganz richtig, gnädige Frau.

— Und was wäre das?

— Würden Sie ſich nicht entſchließen können, Ihr Wirthshaus zu verkaufen?

— Welches Wirthshaus?

— Nun das Wirthshaus an der Heerſtraße, nicht weit von hier.

— Aber das Wirthshaus gehört ja nicht mir, es iſt Akim's Eigenthum.

— Wie ſollt' es nicht Ihnen gehören? Es liegt doch auf Ihrem Grund und Boden.

— Das iſt richtig; der Grund und Boden gehört mir, aber das Wirthshaus iſt Akim's Eigenthum.

— Ganz richtig. So würden Sie ſich nicht entſchließen, es mir zu verkaufen?

— Wie könnt' ich's verkaufen?

— Ganz richtig. Aber ich würde einen hübſchen Preis dafür geben.

Liſaweta Prochorowna ſchwieg einen Augenblick. Dann hub ſie wieder an:

— Sie reden ſehr ſeltſam mit mir . . . Nun, was bieten Sie denn? Das heißt, ich frage nicht für mich, ſondern für Akim.

— Für alle Gebäude und Pertinenzien, natürlich mit dem dazu gehörigen Grund und Boden, würd' ich zweitauſend Rubel geben.

— Zweitauſend Rubel, das iſt ſehr wenig, entgegnete Liſaweta Prochorowna.

— Der richtige Preis.

— Haben Sie mit Akim geſprochen?

— Wozu, gnädige Frau? Das Gehöft gehört Ihnen und ich habe mir die Ehre erbeten mit Ihnen darüber zu ſprechen.

— Aber ich habe Ihnen ſchon erklärt . . . Es iſt wirklich ſonderbar, daß Sie mich nicht verſtehen.

— Warum ſollt' ich Sie nicht verſtehen, gnädige Frau? Wir verſtehen ſchon.

Liſaweta Prochorowna ſah Naoum an und Naoum ſah Liſaweta Prochorowna an.

Dann nahm er wieder das Wort:

— Nun, gnädige Frau, welche Vorſchläge würden Sie denn wohl belieben, das heißt Ihrerſeits, zu machen?

— Meinerſeits . . . Liſaweta Prochorowna rückte auf ihrem Sitze hin und her. — Erſtens hab' ich Ihnen ſchon geſagt, daß zweitauſend Rubel zu wenig ſind, und Zweitens . . .

— Werden wir, wenn gnädige Frau belieben, hundert Rubelchen zulegen.

Liſaweta Prochorowna erhob ſich.

— Ich ſehe, daß Sie mich immer noch mißverſtehen. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich dieſes Gehöft nicht verkaufen kann und nicht verkaufen werde. Akim würde wegen dieſes Handels einen Prozeß gegen mich anhängig machen.

Naoum lächelte und ſchwieg.

— Nun, gnädige Frau, wie Sie belieben — hub er dann achſelzuckend wieder an . . . Ich bitte um Entſchuldigung, wenn ich geſtört habe. Er verneigte ſich und legte die Hand an die Thürklinke.

— Warten Sie noch einen Augenblick — ſagte Liſaweta Prochorowna, ſich nach einigem Zögern wieder zu ihm wendend.

— Sie ſchellte, und aus dem Kabinete erſchien Kirillowna: — „Kirillowna, laß für den Herrn Kaufmann Thee bereiten. Ich werde Sie noch ſehen," ſetzte ſie mit leichtem Kopfnicken hinzu.

Naoum verneigte ſich noch einmal tief vor ihr und verließ dann mit Kirillowna das Zimmer.

Liſaweta Prochorowna ſchritt ein paarmal im Gemache auf und ab und ſchellte auf's Neue. Diesmal erſchien ein Burſche in Koſakentracht. Sie befahl ihm Kirillowna zu rufen, welche nach einigen Augenblicken eintrat, leiſen Schrittes und behutſam, um ihre neuen ziegenledernen Schuhe ſo wenig als möglich knarren zu laſſen.

— Haſt Du gehört, begann Liſaweta Prochorowna mit erzwungenem Lächeln, haſt Du gehört, was mir dieſer Kaufmann vorſchlägt? Das iſt wirklich ein ſeltſamer Kauz!

— Ich weiß von Nichts, gnädige Frau. Um was handelt es ſich? — Und Kirillowna kniff leicht ihre ſchwarzen Kalmükenaugen zuſammen.

— Er will von mir Akim's Wirthshaus kaufen.

— Nun, und warum nicht?

— Welche Frage! Was würde Akim dazu ſagen? Ich hab' es ihm abgetreten.

— Aber, gnädige Frau, wie belieben Sie nur zu reden! Gehört der Hof nicht Ihnen?

— Kirillowna, ich bitte Dich, wie kannſt Du nur ſo reden! — Liſaweta Prochorowna zog ihr Battiſttuch hervor und ſchnäuzte ſich krampfhaft darin aus . . . Wie würde Akim . . . Er hat das Wirthshaus mit ſeinem eigenen Gelde gebaut und mir den Platz dafür bezahlt.

— Akim? Der hat doch wahrhaftig lange genug den Nießnutz davon gehabt . . . und Alles durch Ihre Gnade. Sind wir doch mit Allem, was wir haben, Ihr Eigenthum! Und Sie glauben, gnädige Frau, daß er ſich nicht ein hübſches Sümmchen zurückgelegt haben ſollte? Ich kann Ihnen ſchwören, daß er reicher iſt als wir Alle. Und warum ſoll er beſſer ſein als Ihre übrigen Leibeigenen? Wodurch hat er ſein Geld erworben? Dadurch, daß Sie ihm erlaubt haben, Fuhrweſen zu treiben. Er hat ſich ein ſchönes Vermögen damit gemacht.

— Das will ich gerne zugeben; aber trotzdem kann ich nicht . . . Wie dürfte ich seinen Hof verkaufen.

— Weßhalb denn dürfen Sie ihn nicht verkaufen? fuhr Kirillowna fort. — Es scheint sich ein guter Käufer gefunden zu haben. Erlauben Sie zu fragen was er bietet?

— Zweitausend Rubel und etwas darüber, antwortete Lisaweta Prochorowna leise.

— Er wird mehr geben, gnädige Frau, wenn er gleich von vorneherein zweitausend geboten hat. Und mit Akim finden Sie sich schon ab . . . Er wird Ihnen noch dankbar sein.

— Natürlich muß ich mich mit ihm abfinden. Doch nein, Kirillowna, ich kann den Hof nicht verkaufen . . . Und Lisaweta Prochorowna ging im Zimmer auf und nieder . . . Nein, es ist unmöglich . . . es geht auf keinen Fall. Ich bitte Dich, rede mir nicht mehr davon . . . Du würdest mich erzürnen.

Allein trotz des Verbotes der bewegten Gebieterin fuhr Kirillowna fort über die Angelegenheit zu reden und nach einer halben Stunde kehrte sie zu Naoum

zurück, der inzwiſchen bei ſeinem Thee ſitzen geblieben war.

— Was haben Sie mir zu ſagen, meine Verehrungswürdigſte, ſprach Naoum zu der Eintretenden, indem er zierlich ſeine geleerte Taſſe umkehrte und auf die Unterſchale ſetzte.

— Ich habe Ihnen zu ſagen, entgegnete Kirillowna, daß die gnädige Frau Sie erwartet.

— Ich gehorche, erwiderte Naoum. Er ſtand auf und folgte Kirillowna in das Empfangs-Zimmer.

Die Thüre ſchloß ſich hinter ihnen . . . Als ſie ſich endlich wieder öffnete und Naoum unter tiefen Verbeugungen rückwärts heraustrat, war der Kauf ſchon abgeſchloſſen. Akims Hof gehörte Naoum, der ihn für 2800 Rubel Papier erworben. Man war übereingekommen, den Kaufkontrakt ſo ſchnell als möglich zu unterzeichnen und die Sache bis zu einem gelegenen Augenblick geheim zu halten. Liſaweta Prochorowna erhielt hundert Rubel Handgeld und zweihundert Rubel fielen für Kirillowna ab.

„Das war ein guter Handel — dachte Naoum,

als er ſich in ſeine Telega ſchwang — das Glück iſt mir immer günſtig geweſen.

VI.

Zu derſelben Zeit, da im Herrſchaftshauſe hinter ſeinem Rücken das ihn ſo nahe berührende Geſchäft abgeſchloſſen wurde, ſaß Akim am Fenſter ſeiner Wohnung und fuhr ſich mißmuthigen Blickes mit der Hand durch den Bart . . . Wir haben oben bemerkt, daß er von dem Verhältniß Naoum's mit ſeiner Frau keine Ahnung hatte, obgleich die wiederholten Andeutungen guter Nachbarsleute ihm leicht hätten Argwohn einflößen können. Nun war ihm allerdings das veränderte Benehmen ſeiner Frau hin und wieder aufgefallen, aber — dachte er dann — die Frauen ſind unberechenbar in ihren Launen und ſchwer zu lenken. Und als ſich ihm endlich unzweifelhaft herausſtellte, daß im Hauſe nicht Alles ſo ſei wie es ſein ſollte, bewegte er gleichſam abwehrend die Hand; er wollte, wie man zu ſagen pflegt, kein Aufſehen machen: ſeine Gutmüthigkeit hatte ſich mit den Jahren nicht vermindert, ſeine träge Sorgloſigkeit aber zugenommen. An jenem Tage war er

indeſſen wirklich übler Laune; er hatte nämlich am Abend vorher zufällig eine Unterhaltung zwiſchen einer ſeiner Arbeiterinnen und einer Nachbarsfrau belauſcht . . .

Dieſe Nachbarsfrau fragte die Arbeiterin, warum ſie nicht am letzten Feſttagsabend zu ihr gekommen wäre: „Ich hatte Dich ſicher erwartet."

— Ich wäre auch gekommen, antwortete die Arbeiterin, aber unterwegs wurd' ich aufgehalten. Ich traf meine Herrin auf nicht guten Wegen — der Himmel möge ſie ſchützen! —

— Du trafſt ſie . . . wiederholte die Andere mit gedehnter Stimme, die Wange auf die Hand ſtützend.. Wo trafſt Du ſie denn, Mütterchen?

— Ich traf ſie hinter dem Hanffelde des Popen. Sie hatte ſich dort mit ihrem Schatz Naoum zuſammengefunden und ich ſah erſt in der Dunkelheit nichts, bis ich plötzlich geradezu auf ſie ſtieß.

— Bis Du auf ſie ſtießeſt . . . wiederholte die Bäuerin abermals. Nun, was that ſie denn da mit ihm? Sie ſtand . . .

— Sie ſtand; weiter nichts. Sie ſtand und er ſtand. Als ſie mich bemerkte, ſagte ſie: „Wohin

läufſt Du denn ſo ſpät? Geh' nach Hauſe." Und ich ging.

— Und Du gingſt . . . Auf Wiederſehen, Fetinuſchka, ſagte die Bäuerin, ihren Weg fortſetzend.

Dieſe Unterhaltung war es, welche Akim in ſo trübe Stimmung verſetzt hatte. Seine Liebe zu Afdotja war ſchon bedeutend abgekühlt; trotzdem wollten ihm die Worte der Bäuerin nicht gefallen. Und ſie hatte die Wahrheit geſagt: an jenem Abend war Afdotja wirklich Naoum entgegengegangen, der ſie im dichten Schatten erwartete, welcher von dem hohen, unbeweglichen Hanffelde auf den Weg fiel. Der Thau hatte den Hanf von oben bis unten angefeuchtet und ein ſtarker, betäubender Geruch, der förmlich das Athmen erſchwerte, war ringsum verbreitet. Der Mond ſtieg oben am Himmel auf, groß und purpurn durch den trüben, ſchwärzlichen Nebel ſchimmernd. Naoum hörte ſchon von ferne die haſtigen Schritte Afdotja's und eilte ihr entgegen. Sie näherte ſich ihm ganz bleich und keuchend; der Mond ſchien ihr voll in's Geſicht.

— Nun, haſt Du's gebracht? fragte er.

— Ja, ich hab' es gebracht, erwiderte ſie mit un-

ſicherer Stimme, — aber höre, Naoum Iwanowitſch . . .

— So gieb her, wenn Du's gebracht haſt, unterbrach er ſie, die Hand ausſtreckend.

Sie zog unter dem Tuche, das Hals und Buſen bedeckte, eine Art Rolle hervor, deren ſich Naoum ſofort bemächtigte und ſie in die Bruſttaſche ſteckte.

— Naoum Iwanowitſch, ſagte Afdotja zögernd und ohne das Auge von ihm zu wenden — ach Naoum Iwanowitſch, ich verderbe um Deinetwillen meine Seele!

In demſelben Augenblick war die Arbeiterin hinzugekommen.

Und ſo ſaß Akim auf der Bank am Fenſter und ſtreichelte unmuthig ſeinen Bart. Afdotja trat, ſich etwas zu ſchaffen machend, in's Zimmer, verließ es aber bald wieder. Er folgte ihr mit den Augen. Nach einiger Zeit trat ſie noch einmal ein, um aus dem Nebenſtübchen ihren pelzverbrämten, ſeidenen Beſuchsmantel zu holen. Sie hatte ſchon die Schwelle überſchritten . . . er konnte nicht länger an ſich halten und als ob er ſo vor ſich hinſpräche, ſagte er:

— Ich wundere mich nur, was die Frauen immer

umherzulaufen und ſich zu putzen haben. Daß ſie einmal einen Augenblick ruhig zu Hauſe ſitzen bleiben, darf man von ihnen gar nicht verlangen. Das iſt ihre Sache nicht. Aber den ganzen Morgen und auch noch am Abend umherzulaufen, das iſt ihre Liebhaberei. Ja, ſo iſt es!

Afdotja hörte, was ihr Mann ſagte, ſcheinbar unbeweglich an; nur bei den Worten: „auch noch am Abend“ zuckte ſie unwillkürlich mit dem Kopfe und ſchien nachdenklich zu werden.

Doch endlich faßte ſie ſich ein Herz und erwiderte mürriſch:

— Man kennt Dich ſchon, Sseménitſch, mit Deiner Art zu reden . . . und eine abwehrende Bewegung mit der Hand machend, verließ ſie das Zimmer, die Thüre hinter ſich zuſchlagend.

Akim's Beredſamkeit war allerdings nicht nach ihrem Geſchmack, und wenn er Abends ſich mit den Gäſten unterhielt, oder ihnen ſeine alten Geſchichten erzählte, ſo pflegte ſie entſetzlich zu gähnen, oder ſich geräuſchlos zu entfernen.

Akim ſchaute nach der geſchloſſenen Thüre. „Man kennt Dich ſchon mit Deiner Art zu reden,“ wieder-

holte er halblaut . . . mit Dir hab' ich freilich nicht genug und nicht aus dem richtigen Tone geredet. Und wer . . . meinesgleichen, und obendrein . . .

Er ſtand nachdenkend auf und ſchlug ſich mit geballter Fauſt an den Kopf . . .

Mehrere Tage verfloſſen ſo in ziemlich ſeltſamer Weiſe. Akim ſah ſeine Frau immer an, als ob er im Begriff wäre ihr etwas zu ſagen, während ſie ſeinen Blicken mit verächtlichem Ausdruck begegnete und ſo verharrten ſie Beide in einem peinlichen Schweigen, welches endlich Akim hin und wieder unterbrach durch einige mürriſche Bemerkungen über Vernachläſſigung des Haushaltes, oder über die Frauen im Allgemeinen, Bemerkungen, auf welche Afdotja nur ſelten ein Wort erwiderte. Trotzdem hätte es bei aller gutmüthigen Schwäche Akim's endlich zu einer entſcheidenden Aufklärung mit ſeiner Frau kommen müſſen, wenn nicht ein Ereigniß eingetreten wäre, welches alle weitern Aufklärungen überflüſſig machte.

VII.

Eines ſchönen Morgens ſaß Akim mit ſeiner Frau eben beim Frühſtück (wegen der Sommerarbeiten war

im Wirthshauſe kein einziger Gaſt), als plötzlich das laute Geraſſel einer Telega auf der Heerſtraße ſich hören ließ, welche gleich darauf vor der Freitreppe des Hauſes anhielt. Akim blickte durch's Fenſter und runzelte ſehr mißmuthig die Stirne. Aus der Telega ſtieg, ohne ſich ſonderlich zu beeilen, Naoum. Afdotja ſah ihn nicht, aber als ſeine Stimme im Flur ertönte, zitterte ihr der Löffel in der Hand. Er befahl einem Arbeiter ſein Pferd auf den Hof zu führen. Endlich öffnete ſich die Thüre und er trat in's Zimmer.

— Guten Tag, ſagte er, die Mütze abnehmend.

— Guten Tag, erwiderte Akim durch die Zähne murmelnd. „Woher führt Dich der Himmel?"

— Aus der Nachbarſchaft, erwiderte Naoum, indem er ſich auf eine Bank ſetzte. Ich komme von der gnädigen Frau.

— Von der gnädigen Frau? wiederholte Akim, immer noch ſeinen Platz nicht verlaſſend. Biſt Du in Geſchäften bei ihr geweſen?

— Ja, in Geſchäften. Afdotja Areſjewna, ich habe die Ehre Sie zu grüßen.

— Guten Tag, Naoum Iwanowitſch! entgegnete ſie.

Darauf trat ein allgemeines Schweigen ein, welches endlich Naoum durch die Frage unterbrach:

— Was eßt Ihr da? Suppe?

— Ja, Suppe, erwiderte Akim, indem er plötzlich erbleichte; aber keine Suppe für Dich.

Naoum richtete verwundert ſeine Augen auf Akim, mit der Frage:

— Warum nicht für mich?

— Nun, weil ſie eben nicht für Dich iſt! Akim's Augen erglänzten bei dieſen Worten und mit der Hand auf den Tiſch ſchlagend, fuhr er fort: — in meinem Hauſe iſt überhaupt nichts für Dich, verſtehſt Du?

— Was iſt mit Dir, Ssemenitſch? was haſt Du?

— Ich habe Nichts, aber Du biſt mir zu viel hier, Naoum Iwanowitſch, gerade heraus geſagt!

Der Greis erhob ſich, vor Zorn außer ſich und am ganzen Körper zitternd. — „Du läßt Dich ein wenig zu oft in meinem Hauſe ſehen; nun weißt Du's!“

Naoum erhob ſich gleichfalls.

— Biſt Du recht bei Sinnen, Alter? fragte er

mit höhniſchem Lächeln. Aſdotja Areſſjewna, was iſt ihm durch den Kopf gefahren?

— Ich rede mit Dir! rief mit dröhnender Stimme Akim, pack' Dich fort aus meinem Hauſe, hörſt Du? . . . Was haſt Du dort mit Aſdotja Areſſjewna zu ſchaffen? Ich rede mit Dir und befehle Dir mein Haus zu verlaſſen!

— Was ſagſt Du mir da? fragte bedeutungsvoll Naoum.

— Fort aus meinem Hauſe mit Dir, ſag' ich Dir. Da iſt Gott [1]) und da iſt die Thüre, verſtehſt Du mich jetzt?

Naoum that einen Schritt vorwärts.

— Um Gotteswillen, Väterchen, meine Lieben, ſchlagt Euch nicht! ſtammelte Aſdotja, welche bis dahin unbeweglich am Tiſche geſeſſen hatte . . .

Naoum richtete ſeine Augen auf ſie.

— Aengſtigen Sie ſich nicht, Aſdotja Areſſjewna; warum ſollten wir uns ſchlagen? Aber, Bruder, fuhr er fort, ſich zu Akim wendend, wie kamſt Du nur dazu

1) Dieſer Ausdruck bezieht ſich auf das der Thüre gegenüber hängende Heiligenbild.

ein ſolches Geſchrei aufzuführen? Es war wirklich arg. Hat man je gehört, daß einem Menſchen ſo die Thüre gewieſen wurde, fuhr er mit gedehnter Stimme fort, — und noch dazu in ſeinem eigenen Hauſe!

— Was willſt Du damit ſagen? rief Akim außer ſich. Wer iſt hier Herr im Hauſe?

— Nun, ich, ſollt' ich denken!

Und Naoum ließ blinzelnd ſeine weißen Zähne ſehen.

— Was ſoll das heißen? Bin ich nicht Herr im Hauſe?

— Es iſt Dir ſchwer etwas klar zu machen, Bruder, ich ſage Dir, mir gehört dieſes Haus.

Akim riß ſeine Augen weit auf.

— Was lügſt Du da in Deine Zähne hinein, als ob Du Tollkraut gegeſſen hätteſt, ſagte er endlich; — wie zum Teufel ſollteſt Du zum Beſitz dieſes Hauſes kommen?

— Ach, es lohnt ſich der Mühe nicht, mit Dir zu reden, rief ungeduldig Naoum. Siehſt Du dieſes Papier? fuhr er fort, aus der Taſche einen vierfach zuſammengelegten Stempelbogen hervorziehend. Dieß iſt der Kaufvertrag, verſtehſt Du mich? — der Kauf=

vertrag über Hof und Land, die ich gekauft habe von der Gutsherrin, von Liſaweta Prochorowna. Geſtern Abend wurde der Kaufvertrag in B. abgeſchloſſen, wonach ich ſo frei bin anzunehmen, daß dieſes Haus mir gehört und nicht Dir. Heute pack' Deine Habſeligkeiten zuſammen, fuhr er fort, indem er das Papier wieder ſorgfältig in die Taſche ſteckte — und daß man morgen hier von Dir nichts rieche! Verſtehſt Du mich?

Akim ſtand wie vom Blitz getroffen da.

— Räuber! rief er endlich mit fürchterlicher Stimme, Räuber! . . . he, Fedka, Mitka! Frau! Frau, packt ihn, packt ihn! haltet ihn feſt!

Er hatte völlig den Kopf verloren.

— Sieh Dich vor, keine dummen Streiche zu machen, Alter, ſieh Dich vor! rief Naoum . . .

— Nun ſo ſchlag' ihn doch, ſchlag' doch drauf los, Weib! rief mit thränenerſtickter Stimme Akim unter vergeblichen Anſtrengungen ſeinen Platz zu verlaſſen. Seelenverderber, Räuber! Alſo ſie genügt Dir nicht? . . Auch mein Haus willſt Du mir noch nehmen und Alles . . . Aber nein, warte . . . ſo weit ſoll es denn doch nicht kommen! . . Ich werde

ſelbſt gehen ... ich werde ihr ſelbſt ſagen ... wie ... warum ... Alles verkaufen ... warte nur ... wart ...

Und ohne ſein Haupt zu bedecken, ſtürzte er auf die Straße.

— Wohin, Akim Iwanitſch, wohin willſt Du, Väterchen? fragte ihn die Arbeiterin Fetinja, mit welcher er auf der Schwelle zuſammenſtieß.

— Laß mich! ich muß zur gnädigen Frau, zur Herrin! rief der verzweifelte Akim und Naoum's Telega erblickend, welche noch nicht ausgeſpannt war, ſprang er hinein, ergriff die Zügel und mit ganzer Kraft auf das Pferd losſchlagend, fuhr er in geſtrecktem Galopp auf den Herrenhof zu.

— O unſer Mütterchen Liſaweta Prochorowna! wiederholte er den ganzen Weg entlang: warum biſt Du mir ſo ungnädig? Ich habe Dir doch immer ehrlich gedient!

Und dabei ſchlug er fortwährend auf ſeinen Gaul los, daß alle ihm Begegnenden zur Seite traten und ihm lange ſtaunend nachſahen.

Binnen einer Viertelſtunde war er vor dem Herr-

ſchaftshauſe angekommen; dort hielt er an, ſprang von der Telega und ſtürzte in's Vorzimmer.

— Nun, was haſt Du denn? ſtammelte der durch den Ankömmling jählings aufgeweckte Lakai, der auf der Bank ausgeſtreckt geſchlummert hatte.

— Die Herrin! ich muß die Herrin ſchnell ſprechen, polterte Akim ihm entgegen.

— Iſt etwas vorgefallen? fragte der erſtaunte Lakai.

— Nichts iſt vorgefallen, aber ich muß auf der Stelle die gnädige Frau ſprechen.

— Wie kommſt Du mir vor, brummte der Lakai, deſſen Staunen mit jedem Augenblicke wuchs, und langſam ging er auf das Herrſchaftszimmer zu.

Akim kam wieder zu ſich . . . Ihm war, als hätte man ihm kaltes Waſſer über den Kopf gegoſſen.

— Bitte, Peter Jewgrafitſch, ſagen Sie gütigſt der gnädigen Frau (und er verneigte ſich tief bei dieſen Worten), daß Akim unterthänigſt ſie um eine Unterredung erſuchen läßt . . .

— Gut! . . . ich werde gehen . . . werd' es aus-

richten; aber Du ſcheinſt mir betrunken zu ſein, warte hier! brummte der Lakai und ging davon.

Akim ließ den Kopf hängen und war wie zerſchmettert. Seine Entſchloſſenheit war in demſelben Augenblicke verſchwunden, als er die herrſchaftliche Schwelle überſchritt.

Liſaweta Prochorowna fühlte ſich ebenfalls in ſehr gedrückter Stimmung, als ihr die Ankunft Akim's gemeldet wurde. Sie ließ ſofort Kirillowna zu ſich in's Kabinet beſcheiden.

— Ich kann ihn nicht empfangen, ſagte ſie bewegt, als die Alte kam — es iſt mir unmöglich ihn zu ſehen. Was ſoll ich ihm ſagen? Siehſt Du, ich hab' Dir's vorausgeſagt, daß er kommen und ſich beklagen werde — ich hab's gewußt, fügte ſie bekümmert und verlegen hinzu . . .

— Wozu ſollten Sie ihn auch empfangen? erwiderte ruhig Kirillowna; das iſt durchaus nicht nöthig. Ich bitte Sie, was werden Sie ſich wegen dieſes Menſchen beunruhigen!

— Aber wie ſoll ich ihn los werden?

— Wenn Sie erlauben, werde ich mit ihm reden.

Liſaweta Prochorowna erhob das Haupt wieder.

— Thu' mir die Liebe, Kirillowna. Sprich mit ihm! Sag' ihm . . . daß . . . ich . . . nöthig befunden habe . . . aber daß ich es ihm zu Gute halten werde . . . nun Du wirſt ſchon wiſſen, was Du zu ſagen haſt. Thu' mir den einzigen Gefallen, Kirillowna.

— Bitte, ſein Sie ganz außer Sorge, gnädige Frau, erwiderte Kirillowna und verließ mit den Schuhen knarrend das Zimmer.

Kaum war eine Viertelſtunde vergangen, als man im Gange ihre Schuhe ſchon wieder knarren hörte, und Kirillowna trat in's Kabinet mit demſelben ruhigen Ausdruck und derſelben Verſchmitztheit im Geſichte.

— Nun, wie? fragte ſie die Herrin. Was iſt mit Akim?

— Nichts. Er ſagt, daß Alles von Ihrer Gnade abhänge, daß er Ihnen Geſundheit und Wohlergehen wünſche und für ſich ſelbſt ſchon zu leben habe.

— Und er beklagte ſich nicht?

— Durchaus nicht. Worüber ſollte er ſich auch beklagen?

— Aber warum iſt er denn gekommen? murmelte Liſaweta Prochorowna, nicht ohne einigen Zweifel.

— Er iſt gekommen, um Sie zu bitten, daß Sie die Gnade haben mögen, ihm zu erlauben, ſeine frühere Isba wieder zu beziehen; ſie ſteht ohnehin leer, blos Petrowitſch wohnt darin.

— Verſteht ſich, werd' ich ihm das erlauben, mit dem größten Vergnügen werd' ich es ihm erlauben! erwiderte Liſaweta Prochorowna lebhaft. — Und überdieß ſag' ihm, daß ich ihn noch beſonders belohnen werde. Ich danke Dir, Kirillowna! Ich ſehe, daß Akim wirklich ein guter Bauer iſt. Warte, fügte ſie hinzu: — gieb ihm dieß noch von mir. Und ſie nahm aus ihrem Arbeitstiſche 3 Rubel in Banknoten — da nimm das, gib's ihm.

— Zu Befehl! entgegnete Kirillowna, welche ruhig in ihr Zimmer zurückkehrte, ruhig die Banknoten in ihren wohlverwahrten Koffer legte, der neben ihrem Bette ſtand und ihre Erſparniſſe enthielt, die ſchon eine ganz hübſche Summe ausmachten.

VIII.

Kirillowna hatte durch ihren Bericht die Herrin beruhigt; allein ihr Geſpräch mit Akim war in

Wirklichkeit ganz anders gewesen, als jener Bericht. Die Sache verhielt sich so: Sie hatte Akim zu sich in das Mädchenzimmer bescheiden lassen. Anfangs sträubte er sich zu folgen und ließ ihr sagen, daß er nicht gekommen sei, um Kirillowna, sondern um Lisaweta Prochorowna selbst zu sprechen; endlich aber besann er sich anders und ging über die Hintertreppe zu Kirillowna. Er fand sie allein. In's Zimmer eingetreten blieb er bei der Thüre stehen, lehnte sich an die Wand, öffnete den Mund zum Sprechen ... aber das Wort versagte ihm.

Kirillowna blickte ihm starr in die Augen.

— Akim Ssemenitsch, hub sie an, Sie wünschen die gnädige Frau zu sehen?

Er nickte nur mit dem Kopfe.

— Das geht nicht, Akim Ssemenitsch. Und wozu auch? Geschehenes ist nicht zu ändern, und Sie würden die gnädige Frau nur beunruhigen. Sie kann Sie jetzt nicht empfangen, Akim Ssemenitsch.

— Sie kann nicht? wiederholte er tonlos und schwieg dann wieder.

Nach einer Pause fuhr er fort: So ist denn das Wirthshaus wohl für mich verloren!

— Hören Sie, Akim Ssemenitsch. Ich weiß, Sie waren immer ein vernünftiger Mensch. Das Haus hat die gnädige Frau verkauft und daran läßt sich jetzt nichts mehr ändern. Was sollen wir darüber noch lange reden, es kommt doch nichts dabei heraus. Hab' ich recht?

Akim kreuzte die Arme auf dem Rücken. Kirillowna fuhr fort: Sie thäten besser darüber nachzudenken, ob Sie die gnädige Frau nicht bitten sollen .... Ihnen z. B. Ihre frühere Isba wieder zu überlassen . . .

— So ist denn das Wirthshaus also wirklich für mich verloren! wiederholte Akim mit ebenso tonloser Stimme wie vorher.

— Akim Ssemenitsch, ich kann Ihnen unmöglich sagen . . . Sie wissen ja besser als ich . . .

— Ja. Wenigstens . . . wie theuer ist es denn verkauft . . . das Wirthshaus?

— Das weiß ich nicht, Akim Ssemenitsch, kann's Ihnen nicht sagen . . . aber warum stehen Sie denn so? fügte sie hinzu. Nehmen Sie doch Platz.

— Unsereins kann schon stehen. Bin ich doch nur ein Bauer; danke ergebenst.

— Wie können Sie nur so reden, Akim Ssemenitsch? Sie und ein Bauer! Sie sind ein Kaufmann, und keiner unter den Dienstleuten der Herrschaft kann sich mit Ihnen messen. Seien Sie doch nicht so kleinmüthig. Ist Ihnen nicht ein Glas Thee gefällig?

— Nein, ich danke, bemühen Sie Sich nicht! Also ist Ihnen das Wirthshaus geblieben? fügte er hinzu, die Wand verlassend. Danke auch dafür. Bitte um Verzeihung, verehrte Frau!

Und er kehrte ihr den Rücken zu und ging fort. Kirillowna zupfte ihre Schürze zurecht und eilte zur Herrin.

— So wäre ich denn plötzlich ein Kaufmann geworden! sagte Akim zu sich selbst, in Gedanken vor der Hausthüre stehen bleibend. Ein schöner Kaufmann! Er fuhr verzweifelt mit der Hand durch die Luft, bitter lächelnd. Was thun! Gehen wir nach Hause!

Und Naoum's Pferd, mit welchem er gekommen war, ganz vergessend, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach dem Wirthshause. Er war noch keine Werst gegangen, als er dicht neben sich das Rasseln einer Telega hörte.

— Akim, Akim Ssemenitſch! rief eine Stimme. Er erhob die Augen und erblickte einen Bekannten, den Küſter Jephrem, dem man den Spitznamen Maulwurf gegeben hatte. Es war das ein kleiner, verkrüppelter Kerl mit ſpitzer Naſe und ſchielenden Augen. Er ſaß in einer ſchmutzigen Telega auf einem Bündel Stroh, ſich mit der Bruſt an das Vorderbrett lehnend.

— Gehſt Du nach Hauſe, fragte er Akim?

— Nach Hauſe! antwortete dieſer.

— Soll ich Dich mitnehmen?

— Ich fahre gern mit.

Jephrem rückte auf die Seite und Akim ſtieg zu ihm in die Telega. Jephrem, der in ſehr heiterer Laune zu ſein ſchien, ſchlug mit ſeinen Strickzügeln tapfer auf den alten Gaul los, welcher müde dahintrottelte, unaufhörlich den zaumloſen Kopf ſchüttelnd.

So fuhren ſie wohl eine Werſt, ohne ein Wort mit einander zu reden. Akim ſaß mit geſenktem Kopfe und Jephrem brummte ein Lied durch die Naſe, indem er ſeinen Gaul bald antrieb, bald zurückhielt.

— Wohin gingſt Du nur ſo ohne Mütze, Ssemenitſch? fragte er plötzlich Akim, und ohne eine Ant-

wort abzuwarten, fuhr er mit halber Stimme fort: Du haſt ſie gewiß in der Kneipe gelaſſen, ſo wird's wohl ſein. Du guckſt gern ein Bischen tief in das Glas, und ich liebe Dich deßhalb, weil Du einen guten Zug vertragen kannſt; Du biſt kein Mörder, kein Raufbold, kein Spitzbube, kein Faulenzer, Du biſt ein guter Hauswirth, aber ein Säufer, und was für ein Säufer! Man hätte Dich längſt dafür unter Aufſicht ſtellen ſollen, denn das Saufen iſt denn doch eigentlich ein Laſter... Hurrah! ſchrie er plötzlich aus voller Kehle — hurrah, hurrah!

— Haltet, haltet an! rief plötzlich eine Weiberſtimme ganz nah — haltet an!

Akim ſah ſich um. Ueber das Feld her lief eine Frau auf die Telega zu, ſo bleich von Geſicht und ſo zerzaust in der Kleidung, daß er ſie nicht gleich erkannte.

— Haltet, haltet an! rief ſie auf's Neue, mit den Armen winkend.

Akim ſchauderte: er erkannte ſeine Frau. Er griff nach den Zügeln.

„Warum ſollen wir anhalten? ſtammelte Jephrem

— um einer Frau willen anhalten? Das wäre der Mühe werth!

Aber Akim brachte das Pferd zum Stehen. In demſelben Augenblicke hatte Afdotja den Weg erreicht und ſtürzte nur ſo mit dem Geſichte in den Staub.

— O mein Väterchen, Akim Ssemenitſch! ſtöhnte ſie — er hat auch mich fortgejagt!

Akim ſah ſie an, ohne eine andere Bewegung zu machen, als die Zügel noch ſtraffer anzuziehen.

— Hurrah! rief Jephrem auf's Neue.

— So hat er Dich fortgejagt? ſagte Akim.

— Fortgejagt, Väterchen, mein Täubchen! antwortete ſchluchzend Afdotja. — Fortgejagt, Väterchen, hat er mich. Das Haus ſagte er, gehört jetzt mir, darum fort mit Dir, hinaus!

— Nicht übel! Er verſteht's, wirklich nicht übel! bemerkte Jephrem.

— Und Du hatteſt gewiß die Abſicht im Hauſe zu bleiben, ſagte mit Bitterkeit Akim, ohne ſich von der Telega zu rühren.

— Wie hätt' ich daran denken ſollen zu bleiben! Ach Väterchen, ſchluchzte Afdotja, welche ſich auf die Knie erhoben hatte und wieder mit dem Geſicht zu

Boden gefallen war: — Du weißt nicht, was ich ... was ich ... Tödte mich, Akim Ssemenitſch, tödte mich hier auf der Stelle!

— Warum ſoll ich Dich ſchlagen, Areſſewna? erwiderte traurig Akim ... Du haſt Dir ſchon ſelbſt genug wehgethan! Was ſoll ich weiter thun!

— Aber Du glaubſt, Akim Ssemenitſch ... Du weißt nicht, daß Dein Geld .... Dein Geld ... es iſt fort, Dein Geld ... ich ſelbſt, ich Unglückliche, hab' es unter dem Fußboden hervorgezogen und hab' es dem Böſewicht Naoum gegeben, o ich gottverfluchtes Weib! ... Warum haſt Du mir auch geſagt, wo Du Dein Geld verborgen hielteſt! .... Für Dein eigenes ſauer erſpartes Geld hat er Dein Haus gekauft ... der verruchte Böſewicht!

Das Schluchzen erſtickte ihre Stimme.

Akim drückte den Kopf zwiſchen ſeine beiden Hände.

— Was! rief er endlich: auch alles Geld ... Geld, Haus und Hof, und durch Dich ... ha, ha, unter den Dielen haſt Du's weggenommen ... ja ich werde Dich tödten, tückiſche Schlange Du!

Und er ſprang von der Telega herunter.

— Ssemenitſch, Ssemenitſch! ſchlag' nicht, fang'

keinen Zank an! fiel Jephrem ein, deſſen Rauſch bei den unerwarteten Vorgängen, deren Zeuge er war, zu ſchwinden begann.

— Nein, Väterchen, tödte mich, Väterchen tödte mich! Ich bin ſchuldig; ſchlag' zu, hör' nicht auf ihn! rief Afdotja, ſich krampfhaft zu Akim's Füßen windend.

Er blieb erſt unbeweglich ſtehen, die Augen auf ſie gerichtet, dann trat er einige Schritte zurück und ſetzte ſich auf den Raſen am Wege. Ein kurzes Schweigen trat ein. Afdotja blickte ſchüchtern nach ihrem Manne.

— Ssemenitſch, Ssemenitſch! ſagte Jephrem, ſich in der Telega aufrichtend: Laß es gut ſein . . . beruhige Dich . . . das Unglück iſt einmal geſchehen und Nichts daran zu ändern. Alle Wetter, eine ſchöne Geſchichte! brummte er in den Bart. — Iſt das ein verfluchtes Weib . . . . geh' doch zu ihm, Du! fuhr er fort, ſich über die Wagenleiter zu Afdotja neigend — ſiehſt Du nicht, daß er den Verſtand verloren hat?

Afdotja ſtand auf, näherte ſich Akim und fiel ihm auf's Neue zu Füßen.

— Väterchen! hub ſie mit ſchwacher Stimme an . . .

Akim erhob ſich und ging wieder auf die Telega zu. Sie faßte ihn am Saume ſeines Kaftans.

— Fort mit Dir! rief er mit wilder Stimme und ſtieß ſie zurück.

— Aber wohin willſt Du denn? fragte Jephrem, bemerkend, daß er wieder einſtieg.

— Du wollteſt mich ja nach Hauſe bringen, ſagte Akim: ſo bring' mich nach Deinem eigenen Hauſe ... ich habe kein Haus mehr. Du ſiehſt, ſie haben es mir verkauft.

— Nun gut, komm mit mir. Aber was ſoll mit ihr geſchehen?

Akim antwortete nichts.

— Was ſoll aus mir werden, aus mir werden! rief weinend Afdotja: willſt Du mich allein zurücklaſſen . . . wohin ſoll ich gehen?

— Geh' zu ihm! rief Akim ohne ſich umzuwenden, — geh zu ihm, dem Du mein Geld zugetragen haſt . . . vorwärts Jephrem!

Jephrem ſchlug auf ſein Pferd los, die Telega holperte davon. Afdotja blieb in Verzweiflung allein zurück.

IX.

Jephrem wohnte etwa eine Werſt von Akim's Gehöft in einem kleinen Häuschen des Kirchdorfes, welches ſich um eine Kirche mit fünf Kuppeln hinzog, die vor nicht langer Zeit von den Nachkommen eines reichen Kaufmanns erbaut worden war, in Folge teſtamentariſcher Beſtimmung desſelben. Jephrem ſprach auf dem ganzen Wege kein Wort mit Akim; er ſchüttelte nur zuweilen den Kopf und murmelte vor ſich hin: ach Du mein Gott, ſind das Menſchen! Akim ſaß unbeweglich, mit dem Geſichte von Jephrem abgewandt. Endlich kamen ſie an. Jephrem ſprang zuerſt von der Telega. Ein etwa ſechsjähriges Mädchen mit einem von einem Gürtel umſchlungenen Hemde kam ihm entgegen gelaufen und rief: Papa, Papa!

— Wo iſt denn die Mutter? fragte Jephrem.

— Sie ſchläft im Stalle.

— Nun laß ſie ſchlafen. Akim Ssemenitſch, was haben Sie nur? Bitte, treten Sie in's Zimmer. (Es muß hier bemerkt werden, daß Jephrem nur wenn er betrunken war, Akim duzte, den viel höher ſtehende Perſonen mit Sie anredeten.)

Akim trat mit dem Küſter in die Isba.

— Bitte hierher, nehmen Sie auf der Bank Platz, ſagte Jephrem . . . Fort mit euch, ihr kleinen Schelme! rief er drei andern ſeiner Kinder zu, welche zugleich mit zwei abgehagerten und mit Aſche beſchmierten Katzen aus verſchiedenen Winkeln des Zimmers hervorgekrochen kamen. — Fort mit euch, marſch! Bitte hierher, Akim Ssemenitſch, hierher! fuhr er fort, ſeinen Gaſt zum Sitzen nöthigend: Kann ich nicht mit irgend etwas aufwarten?

— Ich will Dir was ſagen, Jephrem, hub endlich Akim an: kann ich ein Glas Branntwein bekommen?

Jephrem erwiderte entgegenkommend: Branntwein? verſteht ſich, im Augenblick. Zu Hauſe hab' ich freilich keinen, aber ich werde gleich welchen von meinem Nachbar, dem Popen, holen. Ich bin gleich wieder da . . . Und er nahm ſeine weite Pelzmütze.

— Bring' nur, ſo viel Du bekommen kannſt; ich werde dafür bezahlen, rief ihm Akim nach. So viel Geld iſt mir wohl noch geblieben.

— Im Augenblick, wiederholte Jephrem, durch die Thüre verſchwindend.

In der That kam er ſehr ſchnell zurück, unter dem Arm zwei Flaſchen tragend, wovon eine ſchon

entkorkt war. Er ſtellte ſie auf den Tiſch und holte zwei grüne Gläſer herbei, nebſt angeſchnittenem Brod und Salz.

— So hab' ich's gern, ſagte er, ſich Akim gegenüberſetzend. Was nützt alles Jammern? —

Er ſchenkte ſich und ſeinem Gaſte ein und ließ dann ſeiner Zunge freien Lauf. Die Scene mit Afdotja hatte ihn ſehr in Aufregung verſetzt. — Das iſt wirklich eine wunderbare Geſchichte, ſagte er, ich möchte nur wiſſen, wie ſie dazu gekommen iſt. Gewiß hat er ihr einen Zaubertrank gegeben, um ſie an ſich zu locken . . . Meinen Sie nicht auch? Da ſieht man, wie man einer Frau auf die Finger ſehen muß. Man ſollte ſie mit Igelhandſchuhen halten um ſie zu hüten. Aber bei alledem würden Sie gut thun, nach Hauſe zu fahren, wo Sie doch noch viel zurückgelaſſen haben . . . .

So ſchwatzte Jephrem in Einem fort, der beim Trinken die Zunge nicht gern feiern ließ.

Zwei Stunden ſpäter begab ſich in Jephrem's Hauſe Folgendes: Akim, der während des Trinkens alle Fragen und Bemerkungen ſeines geſchwätzigen Wirthes unerwidert ließ und ſtumm vor ſich hin-

brütend Glas auf Glas herunterſchluckte, hatte ſich endlich auf den Ofen gelegt und war dort mit glühendem Geſichte in einen ſchweren und dumpfen Schlaf verſunken. Die Kinder ſtarrten ihn verwundert an, und Jephrem . . . ach, Jephrem ſchlief ebenfalls, aber nur in einem ſehr engen und kalten Verſchlage, worin ihn ſeine Frau abgeſperrt hatte, ein Weib von kräftigem, männlichen Körperbau. Er war zu ihr in den Stall gegangen und hatte angefangen ihr zu drohen und ihr allerlei vorzuſchwatzen, ſich aber ſo unzuſammenhängend und unbegreiflich ausgedrückt, daß ſie bald merkte, wie es mit ihm ſtand, ihn beim Kragen packte und in den Verſchlag ſperrte, wo er ſich übrigens eines ſehr guten und ſelbſt ruhigen Schlafes erfreute. Was die Gewohnheit nicht Alles macht!

X.

Wir wiſſen, daß Kirillowna ihre Unterhaltung mit Akim ihrer Herrin Liſaweta Prochorowna nicht ganz getreu wiedergegeben hatte. In einem ähnlichen Falle befand ſich Aſdotja. Naoum hatte ſie nicht fortgejagt, wie ſie Akim geſagt hatte. Er hatte nicht

das Recht, ſie fortzujagen; er war verpflichtet, den alten Bewohnern des Hauſes einige Zeit zum Wegziehen zu laſſen. Zwiſchen ihm und Aſdotja hatte eine Erörterung ganz anderer Art ſtattgefunden.

Als Akim auf die Straße ſtürzte und rief, er werde zur Herrin gehen, wandte ſich Aſdotja zu Naoum, ihn mit großen Augen anſehend und die Hände zuſammenſchlagend.

— Um Gottes Willen! hub ſie an, Naoum Iwanitſch, was ſoll das heißen? Sie haben unſern Hof gekauft?

— Nun was weiter? erwiderte er; allerdings habe ich ihn gekauft.

Aſdotja ſchwieg und ein Schauder überlief ſie.

— Das alſo war es, wozu Sie das Geld brauchten?

— Das war es! erwiderte er. — Oho, es ſcheint, daß Ihr Männchen mit meinem Pferde davongefahren iſt, fügte er hinzu, das Raſſeln des Wagens hörend ... Welch ein Schelm!

— Aber das iſt ja offener Raub und Diebſtahl! rief Aſdotja ... mit unſerem Gelde ... dem Gelde meines Mannes .... und unſer eigenes Haus!

— Bitte um Verzeihung, Afdotja Areſſewna, erwiderte Naoum. Der Hof war nicht Ihr Eigenthum, alſo wozu das behaupten? Der Hof war auf dem Boden der Gutsherrſchaft erbaut und gehörte folglich dieſer. Das Geld allerdings gehörte Ihnen, nur waren Sie, wie ich wohl ſagen darf, ſo gütig, mir das Geld zu opfern, wofür ich Ihnen immer ſehr dankbar bleiben werde. Wo möglich gebe ich Ihnen das Geld ſogar zurück, wenn es die Gelegenheit ſo mit ſich bringt, aber ich ſehe gar keinen Grund, warum ich ein armer Schlucker bleiben ſoll, auch trag' ich kein Verlangen darnach . . . belieben Sie dieß wohl in Betracht zu ziehen.

Naoum ſagte alles dieß ſehr ruhig mit ſeinem gewöhnlichen kalten Lächeln.

— Aber um Gottes Willen! rief Afdotja, was richten Sie mir da für ein Unheil an! Was ſoll das heißen! Wie kann ich es nur wagen, meinem Manne unter die Augen zu treten! O du Böſewicht! fuhr ſie fort, mit vor Haß glühenden Augen in das junge friſche Geſicht Naoums blickend, — um Dich habe ich meine Seele zu Grunde gerichtet, um Dich bin ich zur Diebin geworden, und Du willſt uns

elend in's Verderben ſtürzen, nichtswürdiger Böſewicht, der Du biſt? Da bleibt mir nichts Anderes übrig, als mir einen Strick um den Hals zu ſchlingen, Du Böſewicht, Betrüger, ſchurkiſcher Verderber meiner.. Die Thränen ſtürzten ihr aus den Augen und ſie konnte vor Schluchzen nicht weiter ſprechen.

— Bitte, beunruhigen Sie ſich doch nicht ſo, Afdotja Areſſewna! ſagte Naoum, ich will Ihnen nur dieß Eine bemerken: Jedem iſt ſein Hemd am nächſten und der Hecht iſt deshalb im Fluße, damit die Karauſche nicht ſchlafe.

— Wohin gehen wir jetzt nur, was ſollen wir anfangen! ſchluchzte Afdotja unter Thränen.

— Das kann ich Ihnen in der That nicht ſagen.

— Ich werde Dich umbringen, elender Schurke ... ich bringe Dich um . . .

— Nein, das werden Sie gewiß nicht thun, Afdotja Areſſewna; alſo wozu ſo reden? Uebrigens ſehe ich, daß ich am beſten thun werde, mich ein wenig zurückzuziehen, Sie beunruhigen ſich wirklich zu ſehr ... Alſo ich empfehle mich für heute und werde morgen jedenfalls wieder das Vergnügen haben . . . Aber Sie werden mir erlauben, Ihnen noch heute meine

Arbeitsleute zu ſchicken, fügte er hinzu, während Afdotja fortfuhr, unter Thränen zu verſichern, daß ſie ſich und ihn umbringen werde.

Ei ſieh', da kommen meine Leute ſchon! ſagte er durch's Fenſter ſehend. Es hätte ſonſt, was Gott verhüten wolle, ein Unglück geſchehen können . . . ſo kann man ſich eher beruhigen. Sie haben wohl die Güte, noch heute Ihre Siebenſachen zuſammenzupacken; meine Leute werden Ihnen gerne dabei zur Hand gehen. Alſo auf das Vergnügen, Sie wiederzuſehen.

Er grüßte, ging hinaus und rief ſeine Leute zu ſich . . .

Afdotja fiel auf eine Bank, dann lehnte ſie ſich mit der Bruſt auf den Tiſch und rang die Hände, dann ſprang ſie plötzlich auf und eilte ihrem Manne nach . . . Das Wiederſehen des Ehepaars haben wir bereits geſchildert.

Als Akim nach dieſer Begegnung mit Jephrem davonfuhr, ſie allein im Felde zurücklaſſend, blieb ſie noch lange weinend ſtehen, ohne an's Weitergehen zu denken. Endlich ganz erſchöpft von ſchmerzlicher Aufregung, wandte ſie ihre Schritte dem Herrenhauſe

zu. Es war ihr bitter um's Herz, als ſie in das Haus eintrat, noch bitterer, als ſie ſich im Mägdezimmer zeigte. Alle Mädchen kamen ihr mit Theilnahme und Mitleid entgegen. Bei ihrem Anblick brach Aſdotja unwillkürlich auf's Neue in Thränen aus, bis ihre Augen vom Weinen ganz roth und geſchwollen waren. Unfähig, ſich länger aufrecht zu erhalten, ſank ſie auf einen Stuhl nieder. Man ſchickte nach Kirillowna, die auch ſofort erſchien und der Armen viel Freundlichkeit erzeigte, aber ihr nicht geſtattete, die Herrin zu ſehen, eben ſo wie ſie dieß Akim nicht geſtattet hatte. Auch beſtand Aſdotja durchaus nicht darauf, Liſaweta Prochorowna zu begrüßen; ſie war einzig deshalb ins Herrenhaus gekommen, weil ſie entſchieden nicht wußte, wohin ſie ihr Haupt legen ſollte.

Kirillowna ließ das Samowar bringen. Aſdotja ſträubte ſich lange, etwas zu ſich zu nehmen, gab aber endlich dem Bitten und Drängen aller Mädchen nach, und als ſie die erſte Taſſe Thee getrunken hatte, ließ ſie ihre Taſſe noch viermal füllen. Sobald Kirillowna bemerkte, daß die Arme anfing, ſich wieder ein wenig zu beruhigen und nur noch je zuweilen zitterte

und ſchluchzte, fragte ſie, wohin ſie mit Akim zu ziehen gedenke und was ſie mit ihren Sachen anfangen wolle. Bei dieſer Frage brach Aſdotja wieder in Weinen aus und verſicherte, daß ſie nichts wünſche als den Tod; allein Kirillowna, als eine Frau von Verſtand, unterbrach ſie kurz mit dem Rathe, keine Zeit zu verlieren und ihre Sachen ohne Verzögern in die ehemalige Wohnung Akim's in das Dorf zu ſchaffen, wo ihr Oheim wohnte, derſelbe Greis, welcher die Heirat Akims nicht gebilligt hatte. Sie fügte hinzu, daß man ihr mit Erlaubniß der Herrin Pferde und Leute zur Verfügung ſtellen werde, um ihre Sachen fortzuſchaffen. „Und was Sie anbelangt, mein Herzchen, ſagte Kirillowna, ihre Katzenlippen in einem ſauerſüßen Lächeln zuſammenkneifend, ſo wird für Sie immer Platz bei uns ſein und es wird uns zur Freude gereichen, Ihnen bis zu der Zeit, wo Sie ſich wieder einen eigenen Haushalt einrichten können, hier ein Unterkommen zu gewähren. Die Hauptſache iſt, den Kopf nicht zu verlieren. Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen und wird wieder für Sie ſorgen; Alles geſchieht nach ſeinem Willen. Liſaweta Prochorowna hat ſich, natürlich nach reiflicher

Ueberlegung, den Umſtänden fügen und Ihr Haus verkaufen müſſen, aber ſie wird Sie nicht vergeſſen und ihre Hand nicht von Ihnen zurückziehen; dasſelbe hat ſie auch Akim Ssemenitſch ſagen laſſen. Wo iſt er jetzt?“

Afdotja erwiderte, daß er ihr begegnet ſei, ſie ſehr beleidigt habe und zu dem Kirchendiener Jephrem gefahren ſei.

— Zu dem? rief mit Nachdruck Kirillowna. . . nun, ich begreife, daß es ihm augenblicklich ſchwer um's Herz iſt; vielleicht würde man ihn heute gar nicht mehr finden, wenn man nach ihm ſchickte. Was iſt zu thun? Wir müſſen unſre Maßregeln ergreifen. Malaſchka! rief ſie, ſich zu einem der Mädchen wendend, — ruf Nikanor Iljitſch hierher, wir werden mit ihm die Sache beſprechen.

Nikanor Iljitſch, ein Menſch von ſehr verkümmertem Aeußern, der eine Art Verwalterrolle ſpielte, erſchien auf der Stelle, hörte mit großer Ehrerbietung an, was ihm Kirillowna ſagte, erwiderte: „wird ſofort geſchehen!“ und zog ſich zurück, um ſeinen Auftrag auszuführen, welcher darin beſtand, daß Afdotja zu ihrer Verfügung drei Telegas mit drei Bauern erhielt.

Zu dieſen geſellte ſich aus eigenem Antrieb noch ein vierter, mit der Bemerkung, daß er die Sache beſſer anzufaſſen wiſſe als die andern. In dieſer Geſellſchaft fuhr Afdotja nun nach dem Wirthshauſe, wo ſie ihre frühern Leute und auch die alte Fetinja in großer Aufregung und Verwirrung fand . . . .

Naoum's neugemiethete Leute, drei baumſtarke Kerle, hatten ſich dort ſeit dem Morgen niedergelaſſen und ſchon ſo aufgeräumt und den Hof ſo gut bewacht, daß von einer neuen Telega bereits der Eiſenbeſchlag verſchwunden war . . .

Es war ein bitteres Geſchäft für die arme Afdotja, ihre Sachen zuſammenzupacken. Trotz der Hilfe des geſchickten Bauern, der ſich ihr ſelbſt angeboten hatte und der im Grunde nichts that, als mit dem Stock in der Hand wichtig umherzugehen, wurde ſie nicht fertig und mußte die Nacht im Gaſthofe bleiben, wobei ihr Fetinja auf ihr Bitten Geſellſchaft leiſtete. Sie lag wie im Fieber bis zum Frühroth und die Thränen floßen ihr noch aus den Augen als ſie ſchon eingeſchlafen war.

XI.

Jephrem war inzwiſchen in ſeinem engen Verſchlage früher erwacht, als ſonſt der Fall zu ſein pflegte und fing an zu klopfen und zu rufen, daß man ihm öffne. Seine Frau wollte ihn erſt nicht herauslaſſen, indem ſie ihm durch die Thüre bedeutete, daß er noch nicht ausgeſchlafen habe; aber er reizte ihre Neugier durch das Verſprechen, ihr von den außergewöhnlichen Erlebniſſen Akim's zu erzählen; hierauf befreite ſie ihn. Jephrem theilte ihr Alles mit, was er wußte und ſchloß mit der Frage: Iſt er aufgewacht oder nicht?

— Gott weiß es! antwortete die Frau, geh' und ſieh ſelbſt zu; er iſt noch nicht vom Ofen heruntergekommen. Wie Ihr beide Euch geſtern Abend angetrunken habt! Ich wollte, Du könnteſt Dich nur ſelbſt ſehen — Dein Geſicht ſieht keinem Menſchenantlitz ähnlich, es ſieht aus wie ein Küchenlappen und Deine Haare ſind ganz voll Heu . . .

— Thut nichts! erwiderte Jephrem, und trat, mit der Hand über den Kopf fahrend, in's Zimmer.

Akim ſchlief nicht mehr; er ſaß mit herunterhän-

genden Beinen auf dem Ofen; ſein Geſicht ſah ſchauerlich ſeltſam und zuſammengefallen aus. Die Veränderung erſchien um ſo auffallender als Akim ſonſt kein Trinker war.

— Nun, wie ſteht's, Akim Ssemenitſch? Wie haben Sie geruht? begann Jephrem . . .

Akim ſah ihn mit verſtörtem Blicke an.

— Nun, Bruder Jephrem, ſagte er mit hohler Stimme, — kann man nicht wieder ... Du verſtehſt?

Jephrem warf einen raſchen Blick auf Akim . . .

Er fühlte in dieſem Augenblicke ein innerliches Beben, dem Gefühle ähnlich, welches einen Jäger auf dem Anſtande überkommt, wenn er plötzlich einen Hund bellen hört und in ein Gehölz laufen ſieht, in welchem er kein Wildpret mehr zu finden erwartete.

— Wie? — noch mehr? fragte er endlich.

— Ja, noch mehr.

„Meine Frau wird es gewahr! dachte Jephrem, — ſie wird es nicht zugeben.“ — Macht nichts, können noch haben! ſagte er dann laut. Nur ein wenig Geduld!

Er ging hinaus und wußte es ſo geſchickt einzurichten, daß er, ohne von ſeiner Frau bemerkt zu

werden, mit einer großen Flaſche unter dem Kaftan zurückkam . . .

Akim nahm dieſe Flaſche . . . Jephrem aber wagte nicht mit ihm zu trinken wie am Abend vorher; er fürchtete ſeine Frau, und ſagte Akim, daß er ſehen wolle, wie es in ſeinem verlaſſenen Hauſe zugehe, ob man dort nicht zu viel ausplündere. In der That machte er ſich mit ſeinem armen Gaul auf den Weg, den er vergeſſen hatte zu füttern; ſich ſelbſt hingegen ſchien er nicht vergeſſen zu haben, nach der Erweiterung ſeines Gürtels zu ſchließen. Kaum war er weggeritten, als Akim ſich wieder auf dem Ofen ſchlafen legte. Er erwachte ſelbſt dann noch nicht oder that wenigſtens ſo als wenn er ſchliefe, als nach etwa vier Stunden Jephrem von ſeinem Ritte zurückkam, ihn ſchüttelte und ihm allerlei verworrene Worte zuſchrie des Inhalts, daß Alles fort und zu Ende ſei, daß man die Heiligenbilder fortgetragen habe und Alles von oberſt zu unterſt gekehrt, und daß man Akim überall ſuche, daß aber er, Jephrem, verboten habe, ihn zu ſuchen, und dergleichen mehr. Er ſtotterte und ſchrie ſo viel durcheinander, daß ſeine Frau ihn wieder in den Verſchlag einſperrte und ſie ſelbſt zu

seiner großen Unzufriedenheit und zu noch größerem Unmuth des Gastes, dem zu Liebe der Mann sich wieder angetrunken hatte, sich im Zimmer schlafen legte . . . .

Als sie aber ihrer Gewohnheit nach sehr früh erwachte und auf den Ofen blickte, lag Akim nicht mehr darauf . . . Der Hahn hatte noch nicht zum zweiten Male gekräht, als Akim schon die Schwelle des Küsterhäuschens überschritt. Die Nacht war noch so dunkel, daß der Himmel über ihm kaum graute, während weithin dichte Finsterniß herrschte. Sein Antlitz war bleich, aber sein Auge spähte scharf umher und sein Gang war nicht der eines Betrunkenen . . . Er schritt in der Richtung seiner frühern Wohnung zu, nach dem Wirthshause, welches nun schon ganz im Besitze seines neuen Herrn — Naoum — war.

XII.

Naoum schlief ebenfalls nicht zu der Zeit, als Akim heimlich die Hütte Jephrem's verließ. Er schlief nicht; seinen Schafpelz unter sich ausgebreitet, lag er angekleidet auf einer Bank. Er wurde keineswegs

von Gewiſſensbiſſen geplagt. Mit ſtaunenswerther Kaltblütigkeit hatte er vom frühen Morgen an das Fortſchaffen der Sachen Akims überwacht und ſogar zu wiederholten Malen das Wort an Afdotja gerichtet, welche ſo niedergeſchlagen war, daß ſie ihm ſelbſt keine Vorwürfe mehr machte . . . Sein Gewiſſen war ruhig, aber allerlei Pläne und Berechnungen beſchäftigten ihn. Er war nicht ſicher, ob es ihm auf ſeiner neuen Laufbahn glücken werde; er hatte bis dahin nie ein Wirthshaus gehalten, ja, überhaupt keinen Winkel gehabt den er ſein eigen nennen konnte, und die Anſchläge und Betrachtungen, welche jetzt ſein Hirn durchkreuzten, ließen ihn nicht ſchlafen.

„Das Geſchäftchen iſt gut eingeleitet — dachte er — aber wie wird es weiter damit gehen?“

Nachdem er am Abend noch die letzte Telega mit den Habſeligkeiten Akim's expedirt hatte, der Afdotja weinend folgte, durchſpähete er den ganzen Hof, die Ställe, Schuppen, Keller und Verſchläge, kletterte auf den Boden und befahl ſeinen Leuten einmal über das andere, ſcharfe Wache zu halten, aß dann allein zu Abend, aber er konnte keine Ruhe finden. Der Zufall wollte, daß von den Reiſenden, welche am Tage ein-

gekehrt waren, keiner zur Nacht blieb, was ihm sehr gelegen kam.

„Ich muß mir morgen — sagte er zu sich selbst — durchaus einen Hund kaufen, einen recht bösen, den vom Müller; sie haben ihren Hund mitgenommen.“ Dabei wiegte er sich von einer Seite zur andern. Plötzlich erhob er den Kopf . . . es schien ihm, als ob Jemand am Fenster vorbeischliche . . . er lauschte . . es war nichts. Nur eine Grille zirpte wachsam hinterm Ofen, eine Maus krabbelte in irgend einem Winkel und er hörte sein eigenes schweres Athmen. Sonst war Alles still in dem fast leeren Zimmer, welches die gelben Strahlen einer kleinen Glasampel vor dem Heiligenbilde in der Ecke nur matt beleuchteten. Er ließ den Kopf wieder nachdenklich hängen. Plötzlich glaubte er abermals ein Geräusch zu vernehmen, als ob die große Pforte an der Einfahrt zum Hofe knarre; dann als ob die Zaunpforte leise geöffnet werde. . . Er konnte nicht länger an sich halten, stand rasch auf, öffnete die Thüre zum Nebenzimmer und rief leise: „Fedor! Fedor!“ Keine Antwort erfolgte . . . Er ging auf den Flur hinaus und wäre beinahe hingestürzt, über Fedor

ſtolpernd, der auf der Erde ausgeſtreckt ſchnarchte. Durch den Fußtritt ſeines Herrn aufgeweckt, rieb er ſich ſchlaftrunken die Augen und rief:

— Was iſt denn? Was gibt's?

— Kerl, brüll nicht ſo, halt's Maul! — flüſterte Naoum. — Wie dieſe Schurken ſchlafen! Haſt Du nichts gehört? —

— Nichts! Was iſt denn los?

— Wo ſchlafen die Andern?

— Die Anderen ſchlafen wo es ihnen befohlen iſt. . . Sollte vielleicht . . .

— Schweig; folg' mir.

Naoum öffnete leiſe die Thüre vom Flur zum Hof . . . Auf dem Hofe war es ganz finſter . . . Man konnte die Wetterdächer mit den Pfeilern nur dadurch unterſcheiden, daß ſie das Dunkel noch überdunkelten . . .

— Sollte man nicht eine Laterne anzünden? ſagte Fedor leiſer.

Aber Naoum machte ihm ein Zeichen mit der Hand und hielt den Athem an. . . . Anfangs hörte er nichts als jene nächtlichen Töne, welche in bewohn-

ten Orten faſt immer vernehmbar ſind: ein Pferd käuete ſeinen Hafer, ein Schwein grunzte leiſe im Schlaf, auch konnte man das Schnarchen irgend eines in der Nähe ſchlafenden Menſchen unterſcheiden. Bald aber traf ein verdächtiges Geräuſch ſein Ohr, vom Zaune, vom äußerſten Ende des Hofes her . . .

Es war, als ob ſich dort Jemand bewegte, mit ungewöhnlicher Anſtrengung blaſend oder athmend. Naoum warf über die Schulter einen Blick auf Feder und ſchlich vorſichtig die Freitreppe hinunter nach der Seite zu, woher das Geräuſch kam . . . Ein paarmal blieb er ſtehen, um zu lauſchen, und ſchlich dann weiter . . . Plötzlich fing er am ganzen Leibe zu zittern an . . . Etwa zehn Schritte vor ihm zeigte ſich durch das Dunkel ein leuchtender Punkt. Es war eine brennende Kohle und dicht darüber konnte man auf einen Augenblick die Vorderſeite eines menſchlichen Antlitzes unterſcheiden mit zum Blaſen vorgeſtreckten Lippen . . . Raſch und ſchweigend, wie eine Katze auf eine Maus, ſprang Naoum auf das Feuer zu . . . Eben ſo raſch erhob ſich von der Erde eine lange Geſtalt, ihm entgegenſtürzend und ihn beinahe durch ihre Wucht umwerfend; allein Naoum, dem

jene nun zu entgleiten ſuchte, klammerte ſich mit aller Kraft an ſie:

— Fedor, Andreas, Petruſchka! rief er aus Leibeskräften, ſchnell, ſchnell hieher, ich habe einen Dieb gefangen, einen Brandſtifter ....

Der Mann, den er umſchlungen hielt, ſchlug um ſich wie ein Verzweifelter, aber Naoum ließ ihn nicht los. Auch kam Fedor ſeinem Herrn gleich zu Hülfe.

— Eine Laterne, geſchwind eine Laterne! hol eine Laterne, weck die Andern, ſchnell, ſchnell! ſchrie Naoum. Ich werde ihn ſchon ſo lange allein feſthalten ... ich werde mich auf ihn ſetzen ... Mach nur ſchnell! und bring auch gleich einen Strick mit, um ihn zu binden.

Fedor lief in's Haus ... Der Mann, den Naoum feſthielt, ließ jetzt nach in ſeinem Widerſtande.

— So haſt Du noch nicht genug an meiner Frau, meinem Gelde und meinem Hauſe, Du willſt auch mich verderben! ſagte er mit dumpfer Stimme.

Naoum erkannte Akim und erwiderte:

— So, Du biſt es, mein Lieber! Gut, gut; na, wart' nur!

— Laß mich! — rief Akim — biſt Du noch nicht zufrieden?

— Morgen werd' ich Dir vor dem Richter zeigen, ob ich zufrieden bin .... und Naoum umklammerte Akim noch feſter ...

Inzwiſchen kamen ſeine Leute mit zwei Laternen und Stricken herbeigelaufen ...

— Bindet ihn! befahl Naoum mit ſcharfer Stimme. Die Arbeiter bemächtigten ſich Akim's, hoben ihn auf und banden ihm die Hände auf dem Rücken zuſammen. Einer von ihnen fing an ihn zu ſchmähen, unterbrach ſich aber plötzlich, als er den ehemaligen Beſitzer des Wirthshauſes in ihm erkannte, und begnügte ſich bedeutungsvolle Blicke mit den andern zu wechſeln.

— Seht nur, ſeht! rief Naoum, mit der Laterne den verdächtigen Platz unterſuchend — da iſt eine Kohle in einem Topfe, ſeht, der Topf ſteckt voll von Brandſtoffen. Wir werden unterſuchen, woher er dieſe Brandſtoffe genommen hat ... Auch trockenes Reiſig hat er zuſammengeſchleppt ... und Naoum trat das Feuer ſorgfältig mit den Füßen aus, —

Fedor zurufend: Durchſuch' ihn genau, ob er nicht noch etwas dergleichen bei ſich hat.

Fedor durchſuchte alle Taſchen Akim's, der unbeweglich wie ein Todter daſtand, den Kopf auf die Bruſt geſenkt.

— Da find' ich ein Meſſer, ſagte Fedor, aus der Bruſttaſche des Gefangenen ein altes Küchenmeſſer hervorziehend . . .

— Aha, mein Lieber! Alſo darauf lief es hinaus! rief Naoum. Ihr ſeid Zeugen, Kinder, daß er mich hat ermorden wollen, daß er meinen Hof hat anzünden wollen . . . Sperrt ihn bis zum Morgen in den Keller ein, da wird er uns nicht entwiſchen. Ich werde ſelbſt die ganze Nacht Wache halten und mit Tagesanbruch werden wir ihn zum Kreisrichter führen . . . . Ihr aber werdet als Zeugen auftreten, verſteht Ihr mich?

Sie führten Akim in den Keller und ſchloſſen die Thür hinter ihm. Naoum ſtellte zwei ſeiner Leute als Wachen davor und blieb ſelbſt die Nacht hindurch auf den Beinen.

XIII.

Inzwiſchen hatte Jephrem's Frau, bemerkend, daß ihr ungebetener Gaſt verſchwunden war, ſich in der Küche zu ſchaffen gemacht, obgleich der Tag noch nicht dämmerte .... Es war ein Feſttag. Sie kniete vor dem Ofen nieder, um Kohlen zum Feuermachen herauszuholen, und bemerkte bald, daß ſchon Jemand vor ihr die glühenden Kohlen herausgenommen hatte; ſie ſuchte dann ihr Küchenmeſſer, — es war nirgends zu finden; weiter umherſpähend ſah ſie auch, daß einer von ihren vier Töpfen fehle. Sie ſtand im Rufe eine keineswegs dumme Frau zu ſein — und mit Recht. Sie dachte einen Augenblick nach und ging dann in den Verſchlag zu ihrem Manne. Es war nicht leicht, ihn zu wecken; aber noch ſchwerer wurde es ihr, ihm klar zu machen, warum ſie ihn weckte. Auf Alles, was ſie ihm ſagte, hatte er immer nur eine und dieſelbe Antwort:

— Er iſt fortgegangen? — Nun Gott ſei mit ihm! — Was ſoll ich dabei thun? Er hat das Meſſer mitgenommen und einen Topf — nun Gott ſei mit ihm! — Aber was ſoll ich dabei thun?

Endlich erhob er ſich doch und nachdem er ſeine Frau aufmerkſam angehört, ſtimmte er mit ihr überein, daß dieß eine ſehr unangenehme Sache ſei und daß man es nicht dabei bewenden laſſen könne.

— Ja, ſagte ſeine Frau, dieß iſt eine ſehr unangenehme Sache; in ſeiner verzweifelten Lage könnte er leicht Unheil anrichten . . . Ich habe es ſchon am Abend bemerkt, daß er nicht ſchlief, ſondern nur ſo auf dem Ofen ausgeſtreckt lag; Du würdeſt gut thun, Jephrem Alexandritſch, Dich nach ihm umzuſehen, ob er . . .

— Höre meine Meinung, Uljana Feodorowna erwiderte Jephrem, ich werde ſofort ſelbſt nach dem Wirthshauſe reiten; aber Du, Mütterchen, mußt auch die Freundlichkeit haben, mir ein Glas Branntwein zu geben, um mir den Rauſch aus dem Kopfe zu treiben.

Uljana beſann ſich einen Augenblick.

— Nun — ſagte ſie endlich, ich werde Dir Branntwein geben, Jephrem Alexandritſch, Du mußt mir aber verſprechen, keine dummen Streiche zu machen.

— Darüber beruhige Dich, Uljana Feodorowna.

Und nachdem er ſich durch einen tüchtigen Zug

geſtärkt hatte, trabte Jephrem nach dem Wirthshauſe.

Die Sonne war kaum aufgegangen, als er auf dem Hofe ankam und bei der Pforte hielt ſchon eine angeſpannte Telega, auf welcher einer der Leute Naoum's, die Zügel in der Hand, ſaß.

— Wohin ſo früh? fragte Jephrem.

— In die Stadt! antwortete mürriſch der Gefragte.

— Warum das?

Der Arbeiter zuckte die Achſeln und gab keine weitere Antwort.

Jephrem ſprang vom Pferde und ging in's Haus. Auf dem Flur begegnete ihm Naoum, völlig angekleidet und die Mütze auf dem Kopfe.

— Wir wünſchen dem neuen Herrn zu ſeiner Beſitzung Glück, ſagte Jephrem, welcher Naoum perſönlich kannte. — Wohin ſo früh ſchon?

— Es hat ſich was Glück zu wünſchen! erwiderte mürriſch Naoum. Wenig fehlte, daß ich gleich am erſten Tage verbrannt wäre.

Jephrem fuhr zuſammen.

— Wie ſo das?

— Nun ſo; es hat ſich da ein lieber Mann gefunden, welcher mir das Haus über dem Kopfe anzünden wollte. Zum Glück hab' ich ihn auf friſcher That ertappt.

— Das iſt doch nicht Akim . . . fragte zögernd Jephrem.

— Aber woher weißt Du das? Akim iſt es. Er iſt dieſe Nacht mit glühenden Kohlen in einem Topfe gekommen, hat ſich auf den Hof geſchlichen und Feuer angelegt . . . . Alle meine Arbeiter können es bezeugen. Willſt Du ſelbſt ſehen? Ich werde mich gleich mit ihm auf den Weg machen.

— Väterchen, Naoum Iwanitſch! flehte Jephrem; laſſen Sie ihn los! Stürzen Sie den Greis nicht ganz in's Verderben. Belaſten Sie Ihre Seele nicht mit dieſer Sünde, Naoum Iwanitſch! Bedenken Sie — ein Menſch in Verzweiflung — der den Kopf verloren . . .

— Hör' auf, Bruder! unterbrach ihn Naoum barſch; das wäre! Ihn freilaſſen — Da würde er mir morgen wieder das Haus anzünden.

Das wird er nicht thun, Naoum Iwanitſch, glauben Sie mir. Glauben Sie mir, es wird zu Ihrer

eigenen Beruhigung dienen — da wird unterſucht, gefragt, das Gericht — nun Sie wiſſen ja ſelbſt.

— Nun was mit dem Gerichte? Ich habe mich vor keinem Gerichte zu fürchten.

— Väterchen, Naoum Iwanitſch! wer ſollte das Gericht nicht fürchten . . . .

— Ach ſchweig! Du ſcheinſt ſchon wieder am frühen Morgen betrunken zu ſein, und heut' iſt obendrein Feſttag, wo Du in der Kirche ſein ſollteſt.

Dem armen Jephrem ſtürzten plötzlich die Thränen nur ſo aus den Augen: — Ja, ich bin betrunken, aber ich rede die Wahrheit! rief er. O verzeihen Sie ihm, um des lieben Jeſu Feſtes willen!

— Nun hör' auf, alter Flenner!

Und Naoum trat auf die Freitreppe.

— Um Afdotja Areſjewna's willen verzeihen Sie ihm! flehte Jephrem, der ihm folgte.

Naoum ging nach dem Keller zu und öffnete die Thüre weit. Jephrem ſtreckte mit ängſtlicher Neugier den Hals hinter Naoum's Rücken vor und entdeckte mit Mühe im Winkel des nicht ſehr großen Kellers Akim. Der ehemalige reiche Hofbauer, der in der ganzen Umgegend ſehr geachtete Mann, ſaß jetzt mit

gebundenen Händen auf dem Stroh wie ein Verbrecher. Geräuſch vernehmend, erhob er den Kopf .... Er ſah aus, als ob er in den letzten zwei Tagen und beſonders in der letzten Nacht entſetzlich abgemagert ſei — die eingefallenen Augen waren kaum noch ſichtbar unter der hohen wachsgelben Stirn, die trockenen Lippen waren ganz blau geworden ... ſein ganzes Geſicht war verändert und hatte einen ſeltſamen, zugleich wilden und ſcheuen Ausdruck angenommen.

— Steh' auf und komm heraus! ſagte Naoum.

Akim ſtand auf und ſchwankte über die Schwelle.

— Akim Ssemenitſch! rief Jephrem, haſt Du Dein Leben verlieren wollen, mein Täubchen!

Akim blickte ihn ſchweigend an.

Hätt' ich gewußt, warum Du Branntwein verlangteſt, ich hätte Dir keinen gegeben; wahrhaftig ich hätte Dir keinen gegeben; ich glaube, ich hätte ihn ſelbſt allein getrunken! ... Ach, Naoum Iwanitſch! fuhr Jephrem fort, Naoum bei der Hand faſſend, — erbarmen Sie ſich ſeiner, laſſen Sie ihn frei!

— Narrheiten! ſagte höhniſch lächelnd Naoum.

Nun, komm heraus! fügte er hinzu, ſich wieder zu Akim wendend .... Warum warteſt Du?

— Naoum Iwanitſch! hub Akim an.

— Nun was?

— Naoum Iwanitſch! wiederholte Akim! hör' mich an, ich bin ſchuldig; ich wollte ſelbſt mit Dir rechten, und Gott allein ſoll über uns Richter ſein. Du haſt mir Alles genommen, Du weißt es ſelbſt. Alles, bis auf das Letzte. Jetzt kannſt Du mich verderben und ich habe Dir nur dieſes zu ſagen: wenn Du mich jetzt frei läſſeſt — nun — ſo ſei's drum. Behalte Alles! Ich bin zufrieden und wünſche Dir alles Glück. Ich ſage Dir wie vor Gott: laß mich frei — Du wirſt es nicht zu bereuen haben. Gott ſei mit Dir.

Akim ſchloß die Augen und ſchwieg.

— Wirklich? Ei das wäre Dir zu glauben!

— Ja bei Gott! Du kannſt ihm glauben, rief Jephrem; kannſt ihm wahrhaftig glauben. Ich ſetze für ihn, für Akim Ssemenitſch, meinen Kopf zum Pfande — ja wahrhaftig!

— Dummes Zeug! erwiderte Naoum. — Vorwärts!

Akim hielt den Blick auf ihn gerichtet.

— Wie es Dir am beßten ſcheint, Naoum Iwanitſch! Du haſt die Wahl. Aber Du nimmſt viel auf Deine Seele. Wenn Du es ſo eilig haſt — wohlan ſo fahren wir . . .

Naoum faßte ſeinerſeits Akim ſcharf in's Auge. „Sollte es nicht wirklich beſſer ſein, dachte er, ihn zum Teufel zu ſchicken? Sonſt bin ich vor den Leuten meines Lebens nicht ſicher . . . und Afdotja würde mir keine Stunde Ruhe laſſen . . .

Während Naoum ſo die Sache überlegte, ſprach Keiner ein Wort. Der Arbeiter auf der Telega, welcher durch das Thor alles ſehen konnte, ſchüttelte nur mit dem Kopfe und bewegte zuweilen die Zügel. Die beiden andern Arbeiter ſtanden auf der Freitreppe und ſchwiegen gleichfalls.

— Nun höre, Alter! hub Naoum an: wenn ich Dich freilaſſe — und dieſen Burſchen (er deutete mit dem Kopfe auf die Arbeiter) befehle, nichts auszuplaudern — ſind wir dann quitt mit einander? — Du verſtehſt mich — quitt . . . wie?

— Wie ich Dir geſagt habe, behalte Alles!

— Und Du anerkennſt, daß ich Dir Nichts ſchuldig bin?

— Du wirſt mir ſo wenig ſchuldig ſein, wie ich Dir.

Naoum ſchwieg eine Weile.

— Schwör' es mir vor Gott!

— So wahr Gott heilig iſt, erwiderte Akim.

— Ich weiß vorher, daß ich es bereuen werde, ſagte Naoum — doch es bleibe dabei, was auch komme! Gib mir die Hand darauf.

Akim drehte ihm den Rücken zu; Naoum fing an ihn loszubinden.

— Hör', Alter, fuhr er fort, den Strick durch ſeine Hand ziehend — vergiß nicht, daß ich Dich befreit habe, merk' Dir's wohl!

— O mein Täubchen, Naoum Iwanitſch! rief Jephrem, — unſer Herrgott wird's Ihnen lohnen.

Akim ſtreckte ſeine geſchwollenen und eiskalten Hände und ging dann dem Hofthore zu.

Naoum überkam plötzlich eine Judenreue, wie man zu ſagen pflegt, gleich als ob es ihm leid wäre, Akim freigelaſſen zu haben: — Merk' Dir's wohl, Du haſt geſchworen! rief er ihm nach.

Akim wandte ſich um und indem er die Blicke über den Hof hinſchweifen ließ, ſprach er mit trau-

riger Stimm: Behalte alles, auf ewig und unwiderruflich! . . . Leb' wohl!

Und langsam ging er zur Straße hinaus; Jephrem begleitete ihn. Naoum winkte mit der Hand, befahl auszuspannen und kehrte in's Haus zurück.

— Wohin gehst Du, Akim Ssemenitsch? nicht zu mir? fragte Jephrem, als er sah, daß Akim vom großen Wege rechts abbog.

— Nein, Jephremuschka, ich danke, erwiderte Akim .. Ich will sehen, was meine Frau macht.

— Das kannst Du ja später sehen . . . Jetzt wär' es doch nöthig, auf die Freude hin, eins . . . Du verstehst mich?

— Nein, ich danke, Jephrem . . . Ich bin auch so zufrieden. Leb' wohl.

Und Akim ging fort, ohne sich weiter umzusehen.

— Seht mir doch! auch so zufrieden! rief Jephrem mit verlegenem Staunen und ich habe noch für ihn geschworen! Nein, das hätt' ich nicht erwartet von ihm, fuhr er traurig fort, — nachdem ich für ihn geschworen habe. Pfui!

Er erinnerte sich, daß er vergessen habe, das Küchenmesser und den Topf mitzunehmen, und er

kehrte in das Wirthshaus zurück . . . Naoum befahl ihm seine Sachen herauszugeben, dachte aber nicht daran, ihm ein Gläschen vorzusetzen. Ganz niedergeschlagen und völlig nüchtern kam er wieder in seiner Hütte an.

— Nun, wie steht's? fragte seine Frau — gefunden?

— Was gefunden? entgegnete Jephrem. — Natürlich hab' ich gefunden! Da ist Dein Topf.

— Akim? fragte mit scharfer Betonung die Frau.

Jephrem nickte.

— Akim. Aber ist das eine Gans! Ich habe für ihn geschworen, ohne mich würde er im Kerker verfault sein, und er hat mir nicht einmal einen Schnaps dafür gegeben. Uljana Fedorowna, Du wirst gütiger gegen mich sein, verehre mir ein Glas Branntwein!

Aber Uljana Fedorowna war nicht gütig gegen ihn, sondern jagte ihn zum Hause hinaus.

XIV.

Inzwischen ging Akim mit langsamen Schritten den Weg entlang, der zu Lisaweta Prochorowna's

Landsitze führte. Er war noch nicht recht zu sich selbst gekommen, sein ganzes Innere bebte wie bei einem Menschen, der eben dem sicheren Tode entronnen ist. Er wagte kaum an seine Freiheit zu glauben; mit dumpfem Staunen blickte er auf das Feld, auf den Himmel, die Lerchen, welche sich durch die warme Luft emporschwangen. Den Abend vorher bei Jephrem hatte er nach dem Essen kein Auge geschlossen, obgleich er unbeweglich auf dem Ofen lag; erst wollte er das unerträgliche Weh der Beleidigung und den Kummer des ohnmächtigen Zornes in Branntwein ertränken; allein der Branntwein konnte ihn nicht überwältigen; sein Herz ging über vor Zorn und Wuth und er begann darüber nachzudenken, wie er sich an dem Böswicht rächen könne. Er dachte nur an Naoum. Lisaweta Prochorowna kam ihm nicht in den Kopf. Von Afootja wandte er seine Gedanken gewaltsam ab. Gegen Abend wuchs das Verlangen nach Rache zu einer wahren Wuth an, und dieser sonst so gutmüthige und schwache Mensch erwartete mit fieberhafter Ungeduld die Nacht, und wie ein Wolf auf Raub schleicht, eilte er heimlich mit dem Feuer in der Hand, um sein ehemaliges Haus

zu zerſtören . . . Da wurde er ergriffen und eingeſperrt. Die Nacht brach herein. Was ging ihm nicht alles in dieſer fürchterlichen Nacht durch den Kopf! Es läßt ſich ſchwer mit Worten wiedergeben, was in einem Menſchen in ſolchen Augenblicken vorgeht. Alle die Qualen zu ſchildern, welche er durchzumachen hat, iſt um ſo ſchwerer, als dieſe Qualen in dem Menſchen ſelbſt wortlos und ſtumm bleiben . . .

Gegen Morgen vor der Ankunft Jephrem's bei Naoum war es ihm etwas leichter geworden . . . Alles iſt verloren, dachte er . . . Alles in den Wind! . . . und er winkte mit der Hand wie zum Abſchied. Wenn er mit einem nicht guten Herzen geboren worden wäre, ſo hätte er in dieſem Augenblicke zum Böſewicht werden können, aber das Böſe lag nicht in ſeiner Natur. Unter dem Schlage des unerwarteten und unverdienten Unglücks, im Zuſtande der Verzweiflung hatte er die verbrecheriſche That beſchloſſen, deren Verſuch der Ausführung ihn bis in's Innerſte erſchütterte, und ihr Mißlingen ließ in ihm nur eine tiefe Ermattung und Erſchöpfung zurück. Im Bewußtſein ſeiner Schuld wandte er ſich von

allen irdiſchen Sorgen ab und begann bitter, aber inbrünſtig zu beten. Erſt betete er leiſe, endlich aber... vielleicht zufällig ... rief er mit lauter Stimme: Herr, mein Gott! — und die Thränen ſtürzten ihm aus den Augen .... Lange weinte er ſo und nach und nach wurde es ihm leichter um's Herz ... Seine Gedanken würden wahrſcheinlich eine andere Richtung genommen haben, wenn er für ſeinen verbrecheriſchen Verſuch beſtraft worden wäre ... So aber erhielt er plötzlich ſeine Freiheit und ging ganz erſchöpft, mehr todt als lebendig, aber ruhig, um ſeine Frau wiederzuſehen.

Das Haus Liſaweta Prochorowna's lag anderthalb Werſt von ihrem Dorfe entfernt, links von dem Feldwege, auf welchem Akim gekommen war. Als er auf dem Wege angekommen war, welcher zu dem Herrſchaftshauſe führte, blieb er eine Zeitlang ſchwankend ſtehen. Endlich entſchied er ſich, erſt in das Dorf zu gehen, wo in ſeiner früheren Hütte ſein alter Oheim wohnte. Die kleine und ſchon ziemlich alte Isba Akims lag faſt am äußerſten Ende des Dorfes. Er ging die ganze Straße entlang, ohne einem Menſchen zu begegnen; Alles war in der Kirche.

Nur eine alte kranke Bäuerin ſchob ihr kleines Fenſter in die Höhe, um ihm nachzuſehen, und ein Mädchen, welches mit leerem Eimer zum Brunnen ging, folgte ihm auch mit den Blicken. Der erſte Menſch, auf welchen er ſtieß, war der alte Oheim, den er ſuchte. Der Greis hatte den ganzen Morgen auf der Grasbank unter dem Fenſter zugebracht, ſich an der Sonne wärmend und Tabak ſchnupfend. Er war nicht in die Kirche gegangen, weil er ſich nicht recht wohl fühlte, und hatte eben ſeinen Sitz verlaſſen, um einen alten kranken Nachbar zu beſuchen, als er Akim erblickte . . . Er blieb ſtehen, ließ ihn zu ſich herankommen und ſagte, ihn ſcharf anſehend:

— Guten Tag, Akimuſchka!

— Guten Tag! erwiderte Akim und trat ohne die Augen zu erheben in die Thüre ſeiner Isba . . . Auf dem Hofe ſtanden ſeine Pferde, ſeine Kuh und ſeine Telega; auch ſeine Hühner ſpazierten dort umher . . . Schweigend ging er in die Isba hinein. Der Greis folgte ihm. Akim ſetzte ſich auf eine Bank und ſtützte ſich auf ſeine geſchloſſenen Hände. Sein an der Thüre lehnender Oheim ſah ihn voll Mitleid an.

— Wo iſt meine Frau? fragte Akim.

— Im Herrſchaftshauſe! antwortete der Greis ſchnell. — Da iſt ſie. Hieher hat man Dein Vieh gebracht und Deine Kiſten und Kaſten, ſie aber iſt dort geblieben. Willſt Du zu ihr gehen?

Akim ſchwieg.

— Geh', ſagte endlich der Greis.

— Ach, Oheim, Oheim! ſeufzte Akim, während jener ſeine Mütze vom Nagel nahm: — erinnerſt Du Dich noch, was Du mir am Vorabend meiner Hochzeit ſagteſt?

— Es geſchieht Alles nach dem Willen Gottes!

— Erinnerſt Du Dich, wie Du mir ſagteſt, daß ich nun nicht mehr ein Bauer, nicht mehr Euresgleichen ſein würde. Welche Zeiten ſind jetzt über mich gekommen! Ich bin nackt wie ein Wurm.

— Man kann ſich nicht immer vor ſchlechten Leuten ſchützen, erwiderte der Alte; — aber wenn Jemand den gewiſſenloſen Menſchen ordentlich in's Gebet nehmen wollte, wenn die Gutsherrſchaft auf Recht und Billigkeit hielte, oder wenn wir Geſetze hätten, die man fürchtete . . . aber wovor ſoll er

ſich fürchten? Er iſt ein Wolf und weiß zu rauben wie ein Wolf.

Und der Greis nahm ſeine Mütze, um zu gehen. Aſdotja kam gerade aus der Kirche, als man ihr ſagte, daß der Oheim ihres Mannes ſie ſuche. Bis dahin hatte ſie ihn ſehr ſelten geſehen. Er war faſt nie in das Wirthshaus gekommen und galt allgemein für einen Sonderling, der leidenſchaftlich dem Tabakſchnupfen ergeben war und beinah immer ſchweigend vor ſich hinbrütete. Sie ging zu ihm.

— Was wünſcheſt Du, Petrowitſch? Iſt etwas vorgefallen?

— Es iſt nichts vorgefallen, Aſdotja Areſſewna! Dein Mann fragt nach Dir.

— Iſt er zurückgekommen?

— Er iſt zurückgekommen!

— Wo iſt er denn?

— Nun im Dorfe, in der Isba ſitzt er.

Aſdotja ſchrack zuſammen.

— Hör' Petrowitſch, fragte ſie, ihm in's Auge ſehend, — iſt er aufgebracht?

— Ich habe nicht bemerkt, daß er aufgebracht iſt.

Afdotja ſenkte den Kopf.

— Nun, ſo gehen wir! ſagte ſie, ein großes Tuch umſchlagend, und beide machten ſich auf den Weg. Schweigend gingen ſie bis zum Dorfe. Als ſie ſich der Hütte näherten, überkam Afdotja ein ſolcher Schrecken, daß ihr die Knie nur ſo zitterten.

— Väterchen, Petrowitſch! ſagte ſie, — geh' Du voran . . . Sag' ihm, daß ich auf ſeinen Befehl gekommen bin.

Petrowitſch ging in die Hütte und fand Akim in tiefes Brüten verſunken noch auf demſelben Platze ſitzend, wo er ihn verlaſſen hatte.

— Nun? fragte Akim, den Kopf erhebend, iſt ſie nicht gekommen?

— Sie iſt gekommen! erwiderte der Greis. Sie ſteht vor der Thüre . . .

— So ſchick' ſie herein!

Der Greis ging hinaus, winkte ihr mit der Hand und hieß ſie eintreten, während er ſich wieder auf ſeine Grasbank ſetzte. Afdotja öffnete zitternd die Thür, überſchritt die Schwelle und blieb ſtehen. Akim richtete die Augen auf ſie.

Nun, Arefjewna, ſagte er, was fangen wir jetzt zuſammen an?

— Ich bin ſchuldig! murmelte ſie.

— Ach, Arefjewna, wir ſind alle Sünder. Was iſt darüber weiter zu reden!

— Der Böſewicht hat uns beide in's Verderben geſtürzt! ſeufzte Afdotja und die Thränen rannen ihr über die Wangen. Du, Akim Ssemenitſch, darfſt es nicht dabei bewenden laſſen, fordere Dein Geld von ihm zurück. Schone mich nicht. Ich bin bereit zu ſchwören, daß ich ihm das Geld als Darlehen gegeben habe. Liſaweta Prochorowna hatte das Recht, unſern Hof zu verkaufen, aber warum ſoll er uns berauben? . . . fordere Dein Geld zurück!

— Ich habe kein Geld mehr von ihm zu fordern! antwortete finſter Akim. Wir ſind quitt.

— Wie ſo? fragte Afdotja ſtaunend.

— Nun ſo. Weißt Du, fuhr Akim fort, während ſeine Augen unheimlich leuchteten: weißt Du wo ich die Nacht zugebracht habe? Du weißt es nicht? Bei Naoum im Keller, an Händen und Füßen gebunden wie ein Hammel, ſo hab' ich die Nacht zugebracht. Ich wollte ſein Gehöft anzünden, und er

hat mich ertappt. Es iſt ein gewandtes Bürſchchen, dieſer Naoum. Und heute Morgen wollte er mich in die Stadt führen, hat ſich aber dann zum Mitleid bewegen laſſen, Du ſiehſt alſo, daß ich von ihm kein Geld mehr verlangen kann. Und wie ſollte ich es auch von ihm fordern? Wann, würde er ſagen, habe ich von Dir Geld geborgt? Sollte ich ihm dann antworten: Meine Frau hat es unter den Dielen des Fußbodens mir weggenommen und Dir gebracht? Sie lügt, Deine Frau! würde er einfach erwidern. Haſt Du nicht ſchon genug Geſchwätz unter den Leuten veranlaßt, Arefjewna? Schweig alſo lieber, ſag' ich Dir.

— Ich bin ſchuldig, Ssemenitſch, ich bin ſchuldig! ſeufzte die erſchreckte Afdotja auf's Neue.

— Davon rede ich nicht, erwiderte Akim nach kurzem Schweigen, aber was ſollen wir jetzt zuſammen anfangen? Wir haben unſer Haus nicht mehr und auch kein Geld.

— Wir werden uns ſchon durchhelfen, Akim Ssemenitſch; wir werden Liſaweta Prochorowna bitten, die wird uns unterſtützen; Kirillowna hat mir's verſprochen.

— Nein, Arefjewna, wenn Du willſt, kannſt Du ſie zuſammen mit Kirillowna bitten für Dich; Ihr ſeid beide Früchte desſelben Feldes. Höre, was ich Dir zu ſagen habe: bleib' Du hier mit Gott; ich werde nicht hier bleiben. Zum Glück haben wir keine Kinder, und ich werde vielleicht nicht umkommen. Ein einzelner Kopf iſt niemals arm.

— Willſt Du wieder fuhrwerken?

Akim lächelte bitter.

— Ich würde einen ſchönen Fuhrmann abgeben, wahrhaftig! einen recht rüſtigen Fuhrmann! Nein, Arefjewna, das iſt nicht ſo leicht wie z. B. das Heirathen; zu ſolchem Geſchäfte taugt ein Greis nicht mehr. Ich will nur hier nicht bleiben, ſiehſt Du .... ich will nicht, daß man mit Fingern auf mich weiſe ... verſtehſt Du mich? Ich gehe, um Gott um Verzeihung meiner Sünden zu bitten, Arefjewna, ſieh, darum geh' ich.

— Aber was haſt Du denn für Sünden, Ssemenitſch? fragte ſchüchtern Afdotja.

— Das muß ich ſchon ſelbſt am beſten wiſſen.

— Aber in weſſen Schutz willſt Du mich denn laſſen, Ssemenitſch? Wie werde ich ohne Mann leben?

— In weſſen Schutz ich Dich laſſen werde? Ach, Areſjewna, wie Du nur redeſt! wahrhaftig! Du haſt wirklich einen Mann, wie mich, nöthig, der alt und noch dazu ruinirt iſt. Du biſt früher ohne mich fertig geworden und wirſt es auch künftig werden. Das Bischen Hab und Gut, das noch unſer iſt, überlaß ich Dir; nimm Alles, ich brauche Nichts.

— Wie Du willſt, Ssemenitſch, entgegnete traurig Afdotja: Du mußt's am Beſten wiſſen.

— So iſt es. Nur glaub' nicht, daß ich aufgebracht bin gegen Dich, Areſjewna. Nein, wozu jetzt noch zürnen, wenn ſchon Der . . . ich hätte früher beſſer aufpaſſen ſollen. Ich bin ſelbſt ſchuldig — und beſtraft (bei dieſen Worten ſeufzte er tief auf). — Fährſt Du gern im Schlitten, mußt Du Dich hineinſetzen. Die Jahre ſind über mich gekommen, es iſt Zeit, daß ich an das Heil meiner Seele denke. Gott ſelbſt hat mich erleuchtet. Ich alter Narr bildete mir ein, mit einer jungen Frau das Leben in Freuden genießen zu können . . . Nein, alter Bruder! Erſt bete, ſchlage die Erde mit der Stirn, dulde und faſte . . . . und jetzt, Mütterchen, geh; ich bin ſehr müde und möchte ein Bischen ausruhen.

Und Akim ſtreckte ſich ſeufzend auf die Bank.

Afdotja wollte etwas antworten, blieb ſtehen, ſah ihn an, wandte ſich um und ging. Sie hatte nicht erwartet, ſo billig davon zu kommen.

— Nun, hat er Dich nicht geprügelt? fragte ſie Petrowitſch, der ganz gebeugt noch auf ſeiner Grasbank ſaß, als ſie aus der Hütte kam.

Afdotja ging ſchweigend an ihm vorbei.

— Seh' mir Einer, er hat ſie nicht geprügelt! murmelte der Greis lächelnd, fuhr ſich mit der Hand durch den Bart und nahm eine Priſe Tabak.

* * *

Akim führte ſeinen Vorſatz aus. Er beſorgte ſeine Angelegenheiten und wenige Tage nach der obigen Unterhaltung ging er zur Reiſe gerüſtet, um von ſeiner Frau Abſchied zu nehmen, welche in einem Flügel des Herrſchaftshauſes wohnte. Die Scheideſcene dauerte nicht lange ... Kirillowna, welche hinzukam, rieth Akim, der Herrin ſeine Aufwartung zu machen; er folgte dieſem Rathe. Liſaweta Prochorowna gerieth bei ſeinem Anblick einigermaßen in Verwirrung. Sie reichte ihm gnädig die Hand zum

Kuß und fragte, wohin er zu gehen beabſichtige. Er antwortete, ſein nächſtes Reiſeziel ſei Kiew und das Uebrige ſtelle er Gott anheim. Sie lobte ihn und ließ ihn ziehen. Seit der Zeit erſchien er ſehr ſelten wieder im Dorfe, obgleich er niemals vergaß, der Herrin, wenn er ſie beſuchte, ein geweihtes Brod mitzubringen.

Wo nur immer die frommen Leute Rußlands zuſammenſtrömen, da ſah man auch ſein abgemagertes und gealtertes, aber ehrwürdiges und wohlgeformtes Geſicht: bald beim Grabe des heiligen Sergius, bald bei den „weißen Ufern," bald in der Wüſte von Optina und im Kloſter von Walaam; er war überall zu finden.

Im Laufe des einen Jahres ſah man ihn in den Reihen der zahlloſen Volksmaſſe, welche in Proceſſion dem Bilde der heiligen Jungfrau von Kurſk nach Korennoi folgte, eine Strecke von dreißig Werſt; im Laufe des andern Jahres fand man ihn mit einem Ränzel auf dem Rücken unter andern Pilgern auf den Stufen der Kirche des wunderthätigen Nicolai von Mzensk . . . In Moskau erſchien er beinah jeden Frühling. Von einem Lande zum andern

wanderte er mit ruhigen und gemeſſenen Schritten, aber unaufhaltſam — es hieß, daß er ſogar in Jeruſalem geweſen ſei. Er erſchien allen vollkommen zufrieden und glücklich, und wenn von ihm die Rede war, ſo wurde immer ſeine Frömmigkeit und die Demuth ſeines Wandels gerühmt . . .

Naoum's Wirthſchaft ging inzwiſchen ganz vortrefflich. Er führte die Geſchäfte lebhaft und geſchickt, und es ging mit ihm wie man zu ſagen pflegt in die Höhe. Alle Leute in der Nachbarſchaft wußten, durch welche Mittel er in Beſitz ſeines Hofes gelangt war, ſie wußten ebenfalls, daß Afdotja ihm das Geld ihres Mannes gegeben hatte; Niemand liebte Naoum wegen ſeines kalten und rauhen Weſens; mit Entrüſtung erzählte man ſich von ihm, daß einmal Akim als Pilger zu ihm an's Fenſter gekommen, um ihn um ein Almoſen zu bitten und daß er ihn mit den Worten abgefertigt: Gott wird Dir ſchon geben! (wie die Bauern in Süddeutſchland ſagen, wenn ſie nichts geben wollen: Helf Gott!) ... aber alle ſtimmten darin überein, daß es einen größern Glückspilz als ihn nicht gebe. Das Korn wuchs bei ihm beſſer als bei den Nachbarn; ſeine Bienen gaben mehr

Honig; ſelbſt ſeine Hennen legten mehr Eier; ſeine Kühe waren nie krank und ſeine Pferde hinkten niemals. Der Pope Fedor ſelbſt war darüber erſtaunt . . .

Aſdotja konnte lange Zeit ſeinen Namen nicht hören, (ſie hatte den Vorſchlag Liſaweta Prochorowna's angenommen, wieder bei dieſer als Obernäherin in Dienſt zu treten;) endlich aber minderte ſich doch ihr Haß einigermaßen und es hieß ſogar, daß ſie ſich in einer dringenden Verlegenheit an ihn gewendet und hundert Rubel erhalten habe . . . . Wir wollen nicht allzu ſtreng über ſie richten; die Armuth bändigt wohl ganz andere Leute als Aſdotja, und der plötzliche Umſchlag in ihrem Leben hatte ſie unglaublich gealtert und gedemüthigt; es iſt ſchwer zu ſchildern in wie kurzer Zeit ſie körperlich heruntergekommen und geiſtig abgeſtumpft und verſimpelt war . . . .

Aber wie ſoll das Alles enden? wird der Leſer fragen.

Wir wollen ihn nicht lange darüber in Zweifel laſſen. Naoum führte ſeine Wirthſchaft fünfzehn Jahre lang mit beſtem Erfolg und verkaufte ſie dann ſehr theuer einem andern Bürger. Er würde ſich nie von ihr getrennt haben, wenn ihn nicht ein dem Anſchein

nach ſehr unbedeutender Vorfall dazu veranlaßt hätte. Zwei Morgen hinter einander ſtieß ſein Hund, welcher unter dem Fenſter lag, fortwährend klägliche Töne aus; Naoum ging am zweiten Morgen auf die Straße, unterſuchte den heulenden Kettenhund aufmerkſam, ſchüttelte den Kopf, fuhr in die Stadt und wurde noch an demſelben Tage mit dem Käufer handelseinig, welcher ſchon ſeit längerer Zeit um den Hof gefeilſcht hatte. Eine Woche ſpäter begab er ſich nach einem entfernten Orte außerhalb des Gouvernements. Der neue Eigenthümer bezog das Wirthshaus, welches gleich in der erſten Nacht abbrannte, ſo daß kein Stein auf dem andern blieb und Naoum's Nachfolger völlig ruinirt wurde.

Der Leſer kann ſich leicht vorſtellen, zu welchen Geſprächen dieß in der Nachbarſchaft Anlaß gab. „Er hat ſein Glück mit fortgenommen!" ſagte man allgemein . . . Es geht von Naoum die Sage, daß er große Getreidelieferungen für die Regierung übernommen habe und dabei ein ſteinreicher Mann geworden ſei. Ob er das lange bleiben wird? Schon ſtärkere Säulen ſind eingeſtürzt und der böſen That folgt früh oder ſpät ein böſes Ende.

Ueber Liſaweta Prochorowna iſt wenig mehr zu ſagen; ſie lebt heute noch und hat ſich, wie das bei Menſchen dieſer Art zu gehen pflegt, in Nichts verändert, ja ſie iſt kaum merklich gealtert, höchſtens noch ein bischen dürrer geworden und ihr Geiz hat in erſtaunlicher Weiſe zugenommen, obgleich es ſchwer zu begreifen iſt, für wen ſie ihr Geld zuſammenſcharrt, da ſie keine Kinder hat und mit keinem Menſchen auf der Welt befreundet iſt. Im Geſpräch erinnert ſie ſich oft Akim's und betheuert, daß ſie, ſeit ihr Gelegenheit geworden, die Eigenſchaften des ruſſiſchen Bauern näher kennen zu lernen, ihn ungemein achte und ſchätze wegen ſeiner Hingebung und Unterwürfigkeit. Kirillowna hat ſich für eine anſehnliche Summe freigekauft und dann ſich aus Liebe mit einem jungen blonden Offizianten verheirathet, der ihr die Ehe ſauer genug macht. Afdotja lebt wie früher unter dem weiblichen Geſinde Liſaweta Prochorowna's, iſt aber noch um einige Stufen tiefer geſunken. Sie kleidet ſich ſehr ärmlich, faſt ſchmutzig und von den Gewohnheiten einer in der Hauptſtadt aufgewachſenen modiſchen Kammerjungfer, von den Manieren einer wohlhabenden Hofbeſitzerin iſt keine Spur

mehr übrig geblieben. Niemand bemerkt ſie und ſie iſt froh, unbemerkt zu bleiben. Der alte Petrowitſch liegt ſchon im Grabe, aber Akim pilgert immer noch in der Welt umher; Gott allein weiß, wie lange dieſe Pilgerſchaft noch dauern wird.

M u m u.

Digitized by Google

In einem der entlegenſten Theile Moskau's lebte in einem grauen, mit Säulen und windſchiefem Balkon verzierten Hauſe, umgeben von einer zahlreichen Dienerſchaft, eine Wittwe, eine Barynja.*)

Ihre Söhne dienten in Petersburg, ihre Töchter waren verheirathet. Selten ging ſie aus und verbrachte in Einſamkeit und Langeweile die letzten Jahre ihres geizigen, freudeloſen Alters. Der Tag ihres Lebens war weder glücklich noch heiter geweſen, aber der Abend war finſterer als die Nacht.

Unter ihren Dienern war das bemerkenswertheſte Individuum Garaſſim, ein Mann von herkuliſcher Geſtalt und Kraft; von Geburt an taubſtumm, verſah er das Amt des Pförtners.

Er ſtammte von einem der Güter der Barynja und lange hatte er dort als einer der pünktlichſten Frohnbauern in ſeiner abgelegenen Hütte gelebt.

Mit ungewöhnlicher Kraft begabt, arbeitete er ſoviel wie vier Andere und ein Vergnügen war

*) Barynja = Edelfrau, Herrin, Gutsbeſitzerin.

es zu ſehen, mit welcher Geſchwindigkeit ihm Alles von der Hand ging. Bearbeitete er ein Feld, ſo hätte man glauben ſollen, wenn man ſeine rieſigen Hände gegen den Pflug geſtemmt ſah, er reiße ohne Hilfe des Pferdes den elaſtiſchen Buſen der Erde auf. Es war eine Freude, ihn um Petri-Pauli zu ſehen, wenn er mit ſeiner breiten Senſe ſo verheerend über die Wieſen fuhr, daß ſelbſt ein junger Birkenwald von den Wurzeln geflogen wäre, oder wenn er mit einem drei Ellen langen Dreſchflegel raſch und ohne Unterbrechung auf die Garben ſchlug und dabei die länglichen, harten Muskeln an ſeinen Schultern wie ein Hebebaum auf und nieder gingen. Seine Stummheit gab ſeiner unermüdlichen Arbeit eine Art von feierlichem Ernſt. Uebrigens war er ein prächtiger Kerl und ohne ſein unglückliches Gebrechen würde ihn jedes Mädchen des Dorfes gern geheirathet haben.

Aber eines Tages wurde Garaſſim auf Befehl ſeiner Herrin nach Moskau berufen. Dort kaufte man ihm ein Paar Stiefeln und einen Kaftan für den Sommer und einen Schafpelz für den Winter. Man gab ihm Beſen und Schaufel in die Hand und er wurde als Pförtner eingeſetzt.

Dieſe neue Lebensweiſe behagte ihm Anfangs durchaus nicht. Seit ſeiner Kindheit war er das Landleben und die Arbeiten desſelben gewohnt geweſen. Ausgeſchloſſen von der Geſellſchaft anderer Männer durch ſeine Taubheit und Stummheit, war er in der Einſamkeit aufgewachſen, einem ſtarken Baume gleich in fruchtbarer Erde. In die Stadt verpflanzt, wußte er nicht wie ihm geſchah und fühlte ſich gehemmt, unbehaglich. Er hatte Langeweile und ſtarrte befremdet und unſicher um ſich wie ein junger, geſunder Stier, der plötzlich von der Weide genommen, wo er bis an die Kniee im ſaftigen Graſe ſtand, in einem Transportwagen auf die Eiſenbahn gebracht wird, wo man ihn im Wirbel von Dampf und Funken, unter Ziſchen, Knarren und Pfeifen hinweg führt, immer weiter — Gott weiß wohin! Im Vergleich zu ſeinen ehemaligen Arbeiten war die neue Beſchäftigung, welche man ihm auferlegt, nur ein Spiel; in einer halben Stunde war er damit fertig. Dann blieb er im Hofe des Hotels, mit offenem Munde die Vorübergehenden betrachtend, gleichſam als erwarte er von ihnen die Erklärung ſeiner Lage, welche für ihn ein Räthſel war. Dann zog er ſich zuweilen

in einen Winkel zurück und legte ſich, Beſen und Schaufel bei Seite werfend, mit dem Geſichte auf die Erde und brachte ſo ſtundenlang unbeweglich wie ein wildes in die Gefangenſchaft geführtes Thier zu.

Indeß der Menſch gewöhnt ſich an Alles, und auch Garaſſim gewöhnte ſich endlich an ſein Stadtleben.

Seine Pflichten waren ſehr beſchränkt: ſie beſtanden im Reinigen des Hofes, im Herbeiſchaffen des Holz- und Waſſerbedarfs für Zimmer und Küche; er hatte die Landſtreicher vom Haus ferne zu halten und Nachts gut zu wachen. Er füllte ſeine Stellung mit der pünktlichſten Sorgfalt aus; kein Kehricht, kein Strohhälmchen lag je auf ſeinem Hofe umher. Wenn in regneriſcher Zeit das elende Pferd, welches zum Fortſchaffen der Waſſertonne gebraucht wurde, ſich in einem Geleiſe feſtfuhr, ſo brachte er mit einem Ruck der Schulter Wagen und Gaul wieder in Bewegung, und wenn er Holz ſpaltete, ſo klirrte ihm das Beil in der Hand wie Glas, und Scheite und Späne flogen nach allen Seiten hin. Den Landſtreichern wußte er großen Schrecken einzuflößen. Eines Abends hatte er zwei Diebe gefaßt, und ſie

dergeſtalt an einander gerieben, daß er nicht mehr nöthig hatte, ſie auf die Polizei zu ſchicken, und ihnen andere Züchtigung aufzuerlegen. Nicht allein die Gauner, ſondern auch die harmlos Vorübergehenden konnten dieſen ſchrecklichen Wächter nicht ohne Furcht anſehen.

Die Nachbaren achteten ihn und die Leute im Haus machten es ſich zur Aufgabe, wenn auch gerade nicht freundſchaftlich, doch friedfertig mit ihm zu leben. Garaſſim unterhielt ſich mit ihnen durch Zeichen; er verſtand ſie und richtete getreulich die Befehle aus, welche ihm ertheilt waren. Aber er kannte auch ſeine Rechte und Niemand würde es gewagt haben, ihm nur ſeinen Platz bei Tiſch zu nehmen. Mit ſeinem feſten, ernſten Charakter liebte er die Ordnung und Ruhe. Die Hähne ſelbſt wagten es nicht, ſich in ſeiner Gegenwart zu bekämpfen, und wenn ſie dennoch einmal aneinander geriethen, ſo nahm er ſie im Augenblick bei den Pfoten, drehte ſie zehn, zwölf Mal in der Luft herum und warf ſie rechts und links auseinander. Auf dem herrſchaftlichen Hofe hielt man auch Gänſe. Allein die Gans iſt bekanntlich ein ernſtes, nachdenkendes Thier. Garaſſim

hatte eine gewisse Hochachtung vor diesen Zweifüßlern und pflegte und fütterte sie; hatte er doch selbst etwas von der Natur der Feldgans.

Eine Art von Verschlag über der Küche war ihm zur Wohnung angewiesen. Er richtete sich dieselbe nach eigenem Geschmack ein. Er baute sich von Eichenbrettern ein auf vier starken Balken ruhendes Bett, ein wahres Hünenlager, von solcher Festigkeit, daß es keine Last von mehreren tausend Pfund gebeugt haben würde. Unter dem Bett stand ein massiver Koffer; in der Ecke ein Tisch von gleich starkem Bau, und daneben ein Stuhl auf drei Beinen, aber so plump und schwer, daß zuweilen Garassim selbst, wenn er ihn aufhob, ihn wieder fallen ließ und lächelte. An der Thür seiner Zelle hing ein ungeheures Vorhängschloß, dessen Schlüssel er stets in seinem Gürtel trug, da es ihm nicht behagte, wenn man in seine Behausung kam.

Es war ungefähr ein Jahr, daß Garassim in Moskau war, als das Haus, welches er bewohnte, von den kleinen Begebenheiten, die wir erzählen werden, bewegt wurde.

Seine alte Barynja unterhielt den ehemaligen Ge-

wohnheiten des ruſſiſchen Adels getreu, wie wir bereits erwähnt, in ihrem Hotel eine große Anzahl Dienerſchaft. In ihrem Dienſte hatte ſie nicht allein Wäſcherinnen, Näherinnen, Tiſchler, Schneider und Schneiderinnen, ſie hatte ſogar einen Sattler, der zugleich als Arzt bei dem Vieh und bei den Dienſtboten fungirte, außerdem einen Arzt für ihre eigene Perſon und einen Schuſter, welcher Klimof hieß und ein ganz ausbündiger Trunkenbold war. Dieſer Klimof betrachtete ſich als ein Weſen beſonderer Art, zurückgeſetzt, nicht nach Verdienſt gewürdigt, da er ſeiner Bildung nach berufen ſei, in der Reſidenz, nicht aber in einem verborgenen Winkel Moskau's zu leben, und er betheuerte oft, indem er ſich an die Bruſt ſchlug, daß er nur trinke, um ſeinen Kummer zu ertränken.

Als ihm eines Tages ſeine Herrin in ſolchem Zuſtande begegnet war, ſprach ſie über ihn mit ihrem Haushofmeiſter Gawrilo, einem Manne, welcher, nach ſeinen falben Augen und ſeiner Naſe, die ausſah wie ein Entenſchnabel, zu urtheilen, augenſcheinlich vom Schickſal ſelbſt zum Haushofmeiſter beſtimmt war.

Sie beklagte die ſittliche Verkommenheit Klimof's,

den man Tags zuvor betrunken irgendwo auf der Straße gefunden hatte.

„Gawrilo“ ſagte die Wittwe, „was meinſt Du? Wenn man Klimof verheirathete, vielleicht brächte ihn das von ſeinen üblen Angewohnheiten ab.“

„Ja“ erwiderte der Haushofmeiſter „warum ſollte man ihn nicht verheirathen? Das kann geſchehen ... es wird ſogar ſehr gut ſein.“

„Aber mit wem?“

„Mit wem? ich weiß nicht. Das hängt von dem Willen der gnädigen Frau ab. Er iſt doch immer, ſo zu ſagen, zu irgend etwas tauglich. Im Dutzend läuft er mit.“

„Ich denke, man gibt ihm Tatiana. Sie ſcheint ihm zu gefallen.

Bei dieſen Worten war Gawrilo auf dem Punkte, einen Gedanken zu verrathen, aber er biß ſich in die Lippen und ſchwieg.

„Ja, es iſt entſchieden,“ begann von Neuem die Barynja, eine Priſe Tabak ſchlürfend; „Tatiana muß es ſein, verſtehſt Du?“

„Zu Befehl, gnädige Frau,“ erwiderte Gawrilo und zog ſich in ſein in einem Anbau gelegenes Zimmer zurück, welches faſt ganz vollſtand von eiſenbeſchlagenen

Koffern. Dort begann er damit ſeine Frau wegzuſchicken, dann ſetzte er ſich ſinnend an das Fenſter; die raſche Entſcheidung ſeiner Herrin verwirrte ihn. Endlich erhob er ſich und ließ Klimof rufen.

Indeß ehe wir weiter gehen, müſſen wir in wenig Worten berichten, wer dieſe Tatiana war und warum der Aufſeher über die Befehle, welche ihm ſeine Herrin gegeben, ſo beunruhigt ſchien.

Tatiana war eine der Wäſcherinnen des Hauſes, und zwar die geſchickteſte, diejenige, der man allein die feinſte Wäſche anvertraute. Sie war 28 Jahre alt, klein und mager von Wuchs, hatte blondes Haar und Muttermale auf den Wangen.

Das ruſſiſche Volk glaubt, daß ſolche Flecken auf der linken Wange Unglück bedeuten. Die arme Tatiana rechtfertigte dieſen Aberglauben. Von Kindheit an war ſie auf harte Arbeit angewieſen, und niemals hatte ſie die Freude eines Beweiſes der Zuneigung gekoſtet. Waiſe von früh an, ohne andere Verwandte, als weitläuftige Oheime, wovon der eine ehemals Diener, die anderen Bauern waren, hatte ſie ſtets ſchlechte Nahrung, ſchlechte Kleidung und ſchlechten Lohn erhalten. In ihrer erſten Jugend wollte

man an ihr eine gewiſſe Schönheit bemerken, aber bald war dieſe Schönheit verblüht. Sie war ſchüchternen Charakters, von einer düſteren Gleichgiltigkeit gegen Alles, was ihre eigene Perſon betraf, aber furchtſam Andern gegenüber.

Ihre einzige Sorge war, in der vorgeſchriebenen Friſt die ihr auferlegte Arbeit fertig zu bringen. Sie ſprach mit Niemanden und zitterte bei dem bloßen Namen ihrer Herrin, obgleich ſie dieſelbe kaum von Anſehen kannte. Als Garaſſim in das Haus kam, machte ſie das Aeußere dieſes Rieſen fürchten; ſie mied ihn ſtets ſorgfältig, und wenn ſie ihm zufällig begegnete, ſo wandte ſie die Augen weg und beeilte ſich, in das Waſchhaus zu kommen. Der, welcher ihr, ohne es zu wiſſen, einen ſolchen Schrecken einflößte, ſchenkte ihr zuerſt keine Aufmerkſamkeit, ſpäter, als er es bemerkte, mußte er lächeln; dann betrachtete er ſie aufmerkſam und ſuchte ſie auf. Sei es der Ausdruck ihres Geſichtes, ſei es ihre ſchüchterne Haltung: genug ſie gefiel ihm.

Eines Morgens, als ſie, vorſichtig eine Spitzenmantille ihrer Herrin tragend, über den Hof ſchritt, fühlte ſie ſich plötzlich am Aermel gezupft. Sie drehte

ſich um und ſtieß einen Schrei aus: Garaſſim war neben ihr: er betrachtete ſie aufmerkſam mit einfältigem Lächeln, indem er verſuchte, ſich durch einige Töne deutlich zu machen, welche dem Brüllen des Rindviehes glichen; dann zog er aus ſeiner Taſche einen an Schweif und Flügeln vergoldeten Hahn von Pfefferkuchen und bot ihn ihr an. Sie wollte das Geſchenk zurückweiſen; indeß er drückte es ihr feſt in die Hände und zog ſich dann, ihr noch freundſchaftlich zuwiehernd, kopfſchüttelnd zurück.

Von dieſem Tage an zeigte er ſich ſehr beſchäftigt mit ihr. Sobald er ſie bemerkte, lief er ihr entgegen, die Arme mächtig bewegend und einen ſeiner unarticulirten Laute ausſtoßend; zuweilen zog er aus ſeinem Kaftan etwas Band, welches er ſie zwang anzunehmen, und fegte ſorgfältig die Stelle, wo ſie vorüberkommen mußte. Das arme Mädchen wußte nicht, was es thun ſollte. Bald bemerkten alle Leute des Hauſes, was vorging; ſie wurde der Gegenſtand ihrer Spötteleien und ſcherzhaften Auslegungen. Indeß wagten ſie es nicht, ſich offen über Garaſſim luſtig zu machen; der furchtbare Pförtner verſtand keinen Spaß und ihm gegenüber nahm man ſich zuſammen. Wohl

oder übel: Tatiana ſtand unter ſeinem Schutz. Wie die Mehrzahl der Taubſtummen beſaß er einen lebhaften Scharfblick, und es würde nicht leicht auf ſeine oder des jungen Mädchens Koſten gelacht worden ſein, ohne daß er es bemerkt hätte. Eines Tages, als beim Mittageſſen ſich die Haushofmeiſterin über Tatiana's Sieg luſtig gemacht hatte und ihre Anſpielungen in ſo lebhafter Weiſe ausdehnte, daß die arme Tatiana, unfähig ſich zu vertheidigen, den Kopf ſenkte, erröthete und nahe daran war zu weinen, erhob ſich plötzlich Garaſſim, näherte ſich der Spötterin und ſah ſie, ſeine ſchwere Hand auf ihren Kopf legend, in einer ſolchen Weiſe an, daß ſie ſich zitternd auf den Tiſch beugte. Alle Anweſenden blieben ſtumm und unbeweglich; Garaſſim aber ging zurück auf ſeinen Platz, nahm ſeinen Löffel wieder und fuhr fort, ſeine Suppe zu eſſen. „Der taube Waldteufel!“ brummten Alle halblaut. Die Haushofmeiſterin ſtand auf und ging in das Mägdezimmer.

Ein anderes Mal, als er bemerkt hatte, daß Klimof Tatiana den Hof zu machen ſchien, gab er dem galanten Schuſter ein Zeichen, ihm zu folgen, führte ihn in die Remiſe, und eine ziemlich große

Deichſel aus der Ecke nehmend, ſchwang er dieſelbe wie einen einfachen Stock, um ihm damit einen bedeutſamen Wink zu geben.

Von dieſem Tage an erlaubte ſich die Dienerſchaft nicht den geringſten Uebermuth gegen Tatiana. Die Haushofmeiſterin verfehlte übrigens nicht, ihrer Herrin zu erzählen, welchen Akt der Rohheit dieſer abſcheuliche Pförtner an ihr begangen und welche Gemüthsbewegung er ihr dadurch eingejagt, eine ſolche Erſchütterung, daß ſie, in ihr Zimmer zurückgekehrt, ohnmächtig geworden ſei. Aber die phantaſtiſche Barynja brach nach dieſer Erzählung in lautes Lachen aus, und bat die Klägerin, ihr noch einmal die Einzelnheiten dieſes köſtlichen Auftritts vorzutragen. Am anderen Tag ließ ſie Garaſſim als Zeichen der Anerkennung einen Rubel Silber einhändigen, mit dem Bemerken, daß er ein treuer kräftiger Haushüter ſei.

Durch dieſes Zeichen von Wohlwollen aufgemuntert, beſchloß Garaſſim, die gefürchtete Herrin zu bitten, Tatiana heirathen zu dürfen. Er wartete nur, um ſich ſeiner Gebieterin vorzuſtellen, den ihm vom Haushofmeiſter verſprochenen neuen Kaftan ab.

Mittlerweile dachte die Barynja daran, die Wäscherin mit Klimof zu verheirathen.

Der Leser wird jetzt verstehen, warum sich Gawrilo so beunruhigt fühlte wegen der Befehle, die ihm seine Herrin gegeben. „Sie hat Rücksichten für diesen Mann“ sagte er sich. (Gawrilo wußte es nur zu gut und behandelte Garassim darnach;) indeß er ist ein sprachloses Geschöpf; ich kann der Herrin nicht sagen, daß er Absichten auf Tatiana hat. Und endlich — das ist auch richtig — was wäre das für ein Ehemann! Anderseits aber braucht dieser Waldteufel (Gott verzeih mir die Sünde!) nur zu erfahren, daß man Tatiana dem Klimof gibt, so ist er im Stande, Alles im Hause zu zerschlagen, bei Gott! Man weiß ja dieses Satans (ich versündige mich schon wieder) nicht Herr zu werden oder ihn zu beschwichtigen . . . . Wahrhaftig.“ . . . .

Der Haushofmeister wurde in seinen Betrachtungen durch Klimof's Erscheinen unterbrochen. Der leichtsinnige Schuster trat mit einer ungezwungenen Miene, die Hände auf dem Rücken, ein und lehnte sich, das rechte über das linke Bein kreuzend und den Kopf schüttelnd, an die Wand.

„Da bin ich," ſagte er, „was habt Ihr zu befehlen?"

Gawrilo warf einen Blick auf ihn und fing an, am Fenſter herumzutrommeln. Klimof blinzelte ihn an mit ſeinen bleiernen Augen, ohne ſie niederzuſchlagen, er lächelte ſogar und fuhr mit der Hand in ſeine ſtruppigen Flachshaare.

„Nun hier bin ich, warum ſtierſt Du mich ſo an?"

„Ein ſchöner Kerl!" ſagte der Haushofmeiſter und hielt inne . . . „Ein ſchöner Kerl, wahrhaftig!"

Klimof zuckte die Achſeln, bei ſich ſagend: „Und Du, biſt Du beſſer als ich?"

„Aber betrachte Dich doch einmal," rief Gawrilo," wie Du ausſiehſt."

Klimof betrachtete ruhig ſeinen abgeſchabten Rock, ſein geflicktes Beinkleid und unterſuchte dann mit beſonderer Aufmerkſamkeit ſeine zerlöcherten Stiefeln, vorzüglich den, auf deſſen Spitze ſein rechter Fuß ſo kokett ruhte; dann ſich von Neuem dem Aufſeher zuwendend, ſagte er: „Nun wie denn?"

„Wie?" rief Gawrilo „Du fragſt noch? Aber Du ſiehſt aus wie der wahrhaftige Satan; verſtehſt Du mich?"

„Schimpf nur zu, ſchimpf nur zu!“ murmelte der Schuſter, wieder mit den Augen blinzelnd.

„Du haſt Dich ſchon wieder betrunken,“ begann von Neuem Gawrilo.

„Um meine Geſundheit zu ſtärken, bin ich genöthigt, geiſtige Getränke zu mir zu nehmen.“

„Um die Geſundheit zu ſtärken — ah, Du verdienſt exemplariſch gezüchtigt zu werden .... Und er hat in Petersberg gelebt und rühmte ſich, dort eine hohe Bildung erhalten zu haben. Allein Du verdienſt nicht das Brod, welches Du iſſeſt.“

„Gawrilo Andréitſch,“ erwiderte Klimof,“ ich erkenne nur Einen Richter in dieſer Frage an, ... Gott allein und keinen Andern. Gott allein weiß, was ich werth bin, und ob ich nicht das Brod verdiene, welches er mir gibt. Was den Vorwurf, daß ich betrunken geweſen ſei, anbelangt, den Ihr mir macht, ſo bin ich bei dieſer Gelegenheit nicht der Hauptſchuldige. Einer meiner Kameraden hat mich verführt, und ſich dann heimlich aus dem Staube gemacht.“

„Und Du, Du haſt Dich leiten laſſen, wie eine Gans, unwürdiger Wüſtling, der Du biſt. Aber es handelt ſich jetzt nicht darum; es handelt ſich um

einen Plan .... die Barynja .... die Barynja hat Luſt, Dich zu verheirathen. Sie denkt, daß die Ehe Dich zu einer geordneten Lebensweiſe bringen werde ... Verſtehſt Du mich?"

„Gewiß; alſo?"

„Ich, ich denke, daß es beſſer wäre, Dir eine tüchtige Strafe zu ertheilen. Aber unſere Herrin hat andere Gedanken. Gehſt Du darauf ein?

„Sich verheirathen, erwiderte lächelnd der Schuſter, iſt etwas ſehr Angenehmes für einen Mann, und ich für meine eigene Rechnung bin mit dem größten Vergnügen bereit, eine Gattin zu nehmen."

„Gut," erwiderte Gawrilo, ... und bei ſich ſelbſt dachte er: Ich muß geſtehen, dieſer Mann drückt ſich geläufig aus. „Aber," begann er wieder mit lauter Stimme, „ich weiß nicht, ob das Weib, welches man Dir zugedacht, die rechte ſein wird?"

„Wer iſt's denn, wenn ich fragen darf?"

„Tatiana."

„Tatiana?" wiederholte Klimof die Augen weit aufreißend und ſich von der Wand entfernend.

„Warum geräthſt Du ſo außer Dich? Gefällt Dir das Mädchen nicht?"

„Ich habe nichts gegen das junge Mädchen. Sie iſt ſanft, beſcheiden, geſchickt .... Aber Ihr wißt, Gawrilo Andréitſch .... Ihr wißt .... Dieſer abſcheuliche Pförtner, dieſer Waldteufel, dieſes Steppengeſpenſt läuft ihr nach ..."

„Ja," antwortete der Haushofmeiſter mit verdrießlichem Ausdruck, „indeß da die Barynja ...."

„Seht, Gawrilo Andréitſch! er wird mich tödten, das iſt ſicher, wie eine Fliege wird er mich zermalmen. Welche Arme! Welche Hände! Er hat Hände, wie die Statue von Minin und Poſharsky; er iſt taub und hört nicht die Schläge, die er austheilt. Sah man jemals ſolche Glieder? Er ſchlägt wie ein Menſch, welcher ſeine Fäuſte im Schlaf bewegt. Es iſt unmöglich, ihn zu beruhigen; denn außer, daß er taub iſt, iſt er auch dumm wie ein Stiefelabſatz. Ein Thier! ein Götze! ſchlimmer als ein Götze, ein Stück Holz! .... Ach, Herr Gott! warum muß ich ſo viel leiden? Freilich iſt mir jetzt Alles gleich; Erfahrungen und Leiden haben mich abgeſtumpft. Ach ja! ich bin nicht mehr, was ich früher war; ich bin heruntergekommen wie eine alte Pfanne; und bei alledem bin ich ein menſchliches Weſen und nicht ein verächtliches Geräth."

„Laß es gut ſein! nicht ſo viel ſchöne Redensarten.“

„Herr, mein Gott!“ rief Klimof, „welch unglückliches Daſein iſt das meinige! wird denn mein Elend nicht enden? Geſchlagen in meiner Jugend von meinem deutſchen Herrn, geſchlagen in der Blüthe meiner Jahre von meinen Kameraden, und nun in meinen reifen Jahren, was ſteht mir noch Alles bevor!....“

„Ach, Du Schuhflickerſeele —“ unterbrach ihn Gawrilo — was nützt es, alles deſſen zu gedenken?“

„Zu was es nützt? Ich muß Euch ſagen, daß ich mich nicht ſehr vor dem Schlagen fürchte. Wenn die Barynja mir unter vier Augen eine Strafe auferlegen läßt und dann vor ihren Leuten mich ordentlich behandelt, ſo iſt das gut; aber Angeſichts dieſes Thieres . . . .“

„Pack Dich“ ſagte Gawrilo ungeduldig.

Klimof zog ſich zurück.

„Und vorausgeſetzt,“ fuhr der Haushofmeiſter fort, „daß er nicht da wäre, gehſt Du auf die Heirath ein?“

„Ich erkläre feierlich, das ich einwillige,“ erwiderte der Schuhmacher, dem daß große Wort in den kritiſchſten Fällen nicht fehlte.

Der Haushofmeiſter ging einige Augenblicke in ſeinem Zimmer auf und ab, dann ließ er Tatiana rufen.

Die Wäſcherin erſchien und blieb ſchüchtern auf der Schwelle ſtehen.

„Was wünſchen Sie?“ fragte ſie mit leiſer Stimme.

Gawrilo ſah ſie eine Weile ſtarr an, dann ſagte er: „Tatiana, Deine Gebieterin wünſcht Dich zu verheirathen; iſt es Dir recht?“

„Zu Befehl, Gawrilo Andréitſch. Und mit wem will ſie mich verheirathen?“

„Mit Klimof.“

„Zu Befehl.“

„Er iſt ein Menſch von etwas leichtfertiger Aufführung; aber die Barynja hofft, daß Du ihm andere Gewohnheiten beibringen wirſt.“

„Zu Befehl.“

„Das Unglück iſt nur, daß dieſer Flegel von Garaſſim in dich verliebt zu ſein ſcheint. Wie haſt Du nur dieſen Bären behext? Siehſt Du, er iſt im Stande, Dich todt zu ſchlagen.“

„Er bringt mich ſicherlich um.“

„Er bringt Dich um! wie ruhig Du das ſagſt!

hat er denn das Recht Dich zu tödten? Urtheile ſelbſt!"

„Ich weiß nicht."

„Wie ſo? haſt Du ihm irgend ein Verſprechen gegeben?"

„Wie verſtehen Sie das?"

„Unſchuldiges Geſchöpf," murmelte der Aufſeher. „Es iſt gut," begann er wieder, „wir werden über die Sache weiter reden. Jetzt geh wieder, ich ſehe, Du biſt ein gutes Mädchen."

Tatiana verbeugte ſich ſtillſchweigend, berührte leiſe die Thürklinke und entfernte ſich.

„Bah," ſagte der Haushofmeiſter bei ſich, „vielleicht hat die Barynja bis morgen dieſen Heirathsplan vergeſſen. Warum mich deshalb beunruhigen .... und kann man im ſchlimmſten Falle, um dieſen Garaſſim zu bändigen, nicht Hülfe von der Polizei holen?" — Uſtinia Fedorowna! rief er laut ſeiner Frau zu — ſorg für Thee, meine Hochgeſchätzte! —

Tatiana ging nach ihrer Unterredung mit dem Aufſeher zurück in die Waſchküche und kam den ganzen Tag nicht wieder hervor. Erſt weinte

ſie, dann trocknete ſie ihre Thränen und begab ſich an ihre Arbeit.

Klimof ſaß bis tief in die Nacht im Wirthshauſe mit einem finſter blickenden Kameraden, dem er erzählte, wie er in Petersburg einem Herrn gedient, welcher die Perle der Männer geweſen, aber ſeine Leute ſcharf überwacht und nicht den kleinſten Fehler verziehen habe. Dieſer nämliche Herr habe maßlos getrunken und eine eben ſo große Leidenſchaft für die Frauen gehabt. Der Kamerad hörte dieſer Erzählung Klimof's ſehr gleichgiltig zu, als aber Klimof hinzufügte, daß er in Folge eines verhängnißvollen Zwiſchenfalls daran denke, ſich anderen Tags zu entleiben, machte ihn ſein finſterer Freund aufmerkſam, daß es Zeit ſei, ſich ſchlafen zu legen, und beide ſchieden ſtillſchweigend und mürriſch von einander.

Unterdeß erfüllte ſich Gawrilo's Hoffnung nicht; die Barynja hatte ſich dergeſtalt den Gedanken, Klimof und Tatiana zu vermählen, zu Herzen genommen, daß ſie die ganze Nacht durch einer ihrer Geſellſchafts-Damen davon vorſprach, deren Geſchäft es war, ſie während ihrer ſchlafloſen Stunden zu zerſtreuen, und welche, wie die Nachtkutſcher Moskau's, am Tag da-

für ſchlief. Am anderen Morgen, ſobald ſie den Haushofmeiſter ſah, rief ſie: „Nun, wie ſteht es mit unſerer Heirath?“

Er antwortete natürlich, daß Alles auf's Beſte gehe und daß Klimof ihr an dem Tage noch ſich als Bräutigam vorſtellen werde.

Die Wittwe war etwas ſchlechter Laune und hielt ihren Haushofmeiſter nicht lange zurück.

Gawrilo beſchied die Leute des Hauſes zu ſich, um ſich mit ihnen zu berathen. Die Sache bedurfte in That reiflicher Ueberlegung.

Tatiana machte keine Einwendung, aber Klimof brachte zur allgemeinen Kenntniß, daß er nur Einen Kopf zu verlieren habe, nicht zwei oder drei. Garaſſim beobachtete, auf der Schwelle der Geſindeſtube ſtehend, die Vorübergehenden, mit finſtern, durchdringenden Blicken und ſchien zu errathen, daß hier eine böſe Verſchwörung gegen ihn angeſponnen werde.

Dieſem Rath wohnte auch ein alter Schaffner bei, Onkel Chwoſt genannt, deſſen Meinung man ſtets mit beſonderer Rückſicht begehrte und aus dem man doch nie etwas herausbrachte als nichtsſagende Laute wie: „ja, ſo ſteht die Sache! Ja, ja, ja!“

Nach der ersten Berathung beschloß man, Klimof der Sicherheit wegen in eine Kammer einzusperren, wo die Wasserfiltrirmaschine stand; dann vertiefte man sich in ernsteres Nachdenken. Zuerst kam man überein, daß durch Anwendung von Gewaltmitteln alle Schwierigkeiten leicht zu beseitigen wären; aber durch Lärm und Aufruhr die Barynja in Unruhe versetzen und peinigen, nein, daran durfte nicht gedacht werden! Endlich, nach langem Hin- und Herreden ersann man ein Mittel, die Angelegenheit auf geschickte und friedliche Art beizulegen.

Garassim hatte einen tiefen Abscheu vor Trunkenbolden; wenn er vor der Thüre des Hotels saß, wandte er jedesmal den Kopf mit lebhafter Entrüstung ab, wenn ein Betrunkener, die Kappe auf einem Ohr, vorbeistolperte. Nach dieser Beobachtung ließ die erfindungsreiche Versammlung Tatianen durch den Haushofmeister auffordern, vor Garassim Gang und Haltung einer Betrunkenen anzunehmen. Das arme Mädchen weigerte sich lange, dieses grausame Spiel zu spielen, endlich aber fügte sie sich, da sie einsah, daß es kein anderes Mittel gebe, sich von ihrem Anbeter zu befreien. Sie ging aus, um ihr

Unternehmen durchzuführen, und man befreite Klimof aus ſeiner Haft, den die Sache doch auch einigermaßen anging. Alle Blicke waren auf Garaſſim geheftet, aus allen Winkeln, hinter allen Fenſtervorhängen ſpähete man nach ihm, der auf einen Pfoſten an der Hausthüre ſaß, mit ſeiner Schaufel vor ſich. Die Liſt gelang vollſtändig.

Als er Tatiana bemerkte, nickte er freundlich und ließ ſein gewöhnliches Glucken vernehmen; dann warf er ſeine Schaufel bei Seite, näherte ſich dem Mädchen, ſah ihr ſcharf in die Augen, daß ſie erſchreckt noch mehr wankte und die Augen ſchloß. Darauf nahm er ſie beim Arm, zog ſie mit ſich über den Hof in das Zimmer, wo die Geſellſchaft verſammelt war, und warf ſie an Klimof's Seite. Die arme Tatiana war halb todt vor Angſt. Garaſſim beobachtete ſie eine Weile ſtill, machte ein Zeichen des Abſchieds mit der Hand, als wollte er ſagen: Alles iſt verloren, grinste und ging mit ſchweren Schritten zurück in ſeine Zelle. Dort blieb er über vier und zwanzig Stunden eingeſchloſſen. Der Kutſcher erzählte, daß er an der Thüre geweſen ſei, um ihn durch eine Spalte zu beobachten; er habe ihn, die Hände vor

dem Geſicht, auf ſeinem Bett ſitzen und den Kopf zurückgebeugt ſich hin- und herſchaukeln ſehen, wie es die Fuhrleute und Schiffsleute thun, wenn ſie eine ihrer ſchwermüthigen Volksweiſen anſtimmen.

Bei dieſem Anblick war der Kutſcher, von Schauder erfaßt, weggegangen.

Andern Tags, als Garaſſim aus ſeiner Kammer kam, konnte man keine Veränderung an ihm bemerken, als daß ſein Geſicht noch finſterer ſchien. Allein er ſchenkte weder Klimef noch Tatiana die geringſte Aufmerkſamkeit.

Abends ſtellten ſich die beiden Verlobten ihrer Herrin vor, ihr der Sitte gemäß zwei Gänſe, welche ſie unter dem Arm trugen, überreichend. In der darauf folgenden Woche wurde die Hochzeit gefeiert. Am Heichzeitstage ſelbſt ändert ſich Garaſſim's Benehmen in nichts; nur kam er vom Fluß zurück, ohne einen Tropfen Waſſer mitzubringen, da er auf dem Wege ſein Faß zerſchlagen hatte. Bei einbrechender Nacht ging er in den Stall und rieb und ſtriegelte ſein Pferd mit ſolcher Gewalt, daß das elende Thier, von dieſer eiſernen Hand ſo arg geſchüttelt, ſich kaum auf den Beinen halten konnte.

Das geschah im Frühjahr. Ein Jahr noch verfloß, ein Jahr, während welchem die Leidenschaft des unverbesserlichen Klimof zu geistigen Getränken dergestalt zunahm, daß er verurtheilt wurde, das Haus zu verlassen und mit seiner Frau in eine der entferntesten Besitzungen der Barynja zu ziehen. Zuerst machte er viel Prahlereien und sprach in sehr ausgelassenem Ton über seine Verbannung. Er versicherte, daß, wenn man ihn selbst in jene fernen Gegenden schickte, wo die Bäuerinnen, nachdem sie ihre Wäsche gewaschen, diese an der Schneelinie aufhängen und die Waschschlägel auf die Wolken legen, so würde er doch nicht den Kopf verlieren; bald aber wurde er doch sehr kleinmüthig und klagte besonders darüber, künftig in einem Dorfe zwischen lauter ungehobelten Bauern leben zu sollen, er, der sich als etwas ganz Besonders betrachtete. Er verfiel am Ende in einen solchen Zustand von Hinfälligkeit, daß er nicht mehr die Kraft hatte, seine Mütze aufzusetzen, welche ihm eine mitleidige Seele bis über die Augen zog.

Im Augenblick, wo der Wagen, welcher diesen verkannten Künstler fortbringen sollte, zum Abfahren bereit stand, wo der Kutscher seine Zügel faßte und

nur auf die letzten üblichen Worten: „Gott ſchütze euch!“ wartete, um auf ſeine Pferde loszupeitſchen, kam Garaſſim aus ſeiner Kammer, näherte ſich Tatiana und übergab ihr ein dunkelrothbaumwollenes Tuch, welches er ein Jahr vorher für ſie gekauft hatte. Tatiana, die bis dahin alle Widerwärtigkeiten des Lebens mit großem Gleichmuth ertragen hätte, wurde dergeſtalt gerührt von dieſem letzten Beweis der Zuneigung, daß ſie in Thränen zerfloß und dreimal den großmüthigen Thürhüter küßte. Er wollte ſie bis zum Schlagbaum geleiten und ging neben ihrer Telega her, indeß plötzlich blieb er ſtehen, machte derjenigen, welche er geliebt, mit der Hand ein Zeichen des Lebewohls und wandte ſich dem Fluſſe zu.

Es war Abend, er ging mit langſamen Schritten vorwärts, den Blick auf die Fluten der Moskwa geheftet .... plötzlich bemerkte er in der Dunkelheit etwas wie ein lebendes Weſen, welches ſich aus dem Schlamm des Ufers herauszuarbeiten ſuchte.

Er ging darauf zu und nahm einen kleinen, weißen, ſchwarzgefleckten Hund wahr, welcher, an all ſeinen armen Gliederchen zitternd, ſich herauszukrabbeln ſuchte, ausglitt und trotz ſeiner Anſtrengungen

nicht aus dem Waſſer kommen konnte. Garaſſim ſtreckte die Hand aus, nahm ihn, barg ihn an ſeiner Bruſt, und eilte raſch zurück in ſeine Wohnung. In ſeinem Zimmer angekommen, legte er das leidende Thier auf ſein Bett, wickelte es in ſeine ſchwere Decke, lief dann in den Stall, um ein Bündel Stroh, und in die Küche, um eine Taſſe Milch zu holen. Als er zurückkam, breitete er das Stroh unter ſeinem Bette aus, dann bot er die Milch dem armen, von ihm geretteten Thier an. Es war eine nicht mehr als drei Wochen alte Hündin, deren Augen ſich kaum geöffnet hatten, und die vor Schwäche nicht im Stande war, eine Bewegung zu machen, um das neben ihr ſtehende Getränk zu lecken. Garaſſim nahm ſie ſachte beim Kopf, tauchte ihre Schnauze in die Milch, worauf ſie mit ſolcher Begier trank, daß ſie in einem fortſchnaubte und ſich verſchluckte. Der wackere Thürhüter beobachtete ſie auf's Aufmerkſamſte und ſein Geſicht erheiterte ſich; die ganze Nacht war er mit ihr beſchäftigt; er wiſchte ſie ſorgfältig ab, wickelte ſie wieder ein, dann endlich verfiel er neben ihr in einen friedlichen Schlummer.

Keine Mutter kann mehr Sorgfalt für ihre Kin-

der haben, als Garaſſim für dies arme Geſchöpf hatte. Einige Zeit ſah die Hündin ſehr ſchlecht aus, ſie war nicht allein kraftlos, ſondern auch ſehr häßlich. Nach und nach, Dank der aufmerkſamen Sorge ihres Retters, entwickelte ſie ſich und gewann ein ganz anderes Ausſehen. Es war eine Hündin von ſpaniſcher Raçe mit langen Ohren, buſchigem Schweif, welcher ſich trompetenartig hob, und ausdrucksvollen Augen. Sie hing ihrem Wohlthäter mit einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit an und folgte ihm wedelnd auf Schritt und Tritt. Er wollte ihr einen ‚Namen geben und er wußte, wie alle Stummen, daß er die Aufmerkkeit durch die unartikulirten Laute, welche ſeinen Lippen entfuhren, auf ſich zog, und ſo lallte er die beiden Silben „Mumu.“

Die Hündin begriff, daß dieſer Name ihr galt; die Leute des Hauſes nannten ſie „Mumu.“ Sie zeigte ſich Allen folgſam und zärtlich, doch liebte ſie nur Garaſſim, und dieſer ſeinerſeits liebte ſie ganz außerordentlich. Er liebte ſie ſo ſehr, daß er es nicht ohne Widerſpruch ſehen konnte, wenn ſich die andern Dienſtboten mit ihr beſchäftigten, ſei es nun, daß

er fürchtete, man thäte ihr ein Leid, oder daß er eiferſüchtig auf ihre Zuneigung war.

Jeden Morgen weckte ihn Mumu, an dem Saume ſeines Schafpelzes ziehend, führte ihm das alte Zugpferd, mit dem ſie in gutem Einvernehmen lebte, nach, dann begab ſie ſich mit ihm an den Fluß, bewachte ihm Beſen und Schaufel und erlaubte nicht, daß man ſich ſeinem Zimmer nähere.

Er hatte ihr eine Oeffnung in der Thür ſeines Verſchlags angebracht; ſobald Mumu hier durchgeſchlüpft war, ſprang ſie luſtig auf das Bett, als ob ſie begriffe, daß ſie die wahre Herrin der Wohnung ſei.

Nachts ſchlief ſie nicht gerade in einem fort, aber ſie bellte nicht, wie die abgeſchmackten Hunde, welche ſich auf ihre Hinterpfoten ſetzend und die Schnauze in die Luft ſtreckend dreimal hintereinander aus Langeweile die Sterne anbellen. Nein, Mumu erhob ihre feine Stimme nur, wenn ſich ein Fremder der Thüre des Hotels näherte, oder wenn ſie irgend ein ungewöhnliches Geräuſch vernahm. Mit Einem Wort, ſie war eine verſtändige Wächterin. Im Hof war ein anderer Hund, ein altes Thier mit gelbem Haar und falben

Flecken. Allein da er die ganze Nacht angekettet war, blieb er gleichgiltig im Hundehaus liegen, und wenn er ſich dann und wann bewegte und bellte, ſo ſchwieg er doch bald wieder, die Ohnmacht und Nutzloſigkeit ſeines Bellens einſehend.

Als demüthiger Schützling eines Dieners unterſten Ranges drang Mumu niemals in das Innere des Herrenhauſes. Wenn Garaſſim Holz in die Gemächer trug, ſo wartete ſie an der Thür mit geſpitzten Ohren, den Kopf bald rechts, bald links drehend und bei dem geringſten Geräuſch auffahrend.

So verging ein Jahr. Garaſſim erfüllte regelmäßig ſeine Pflichten und ſchien ſehr zufrieden mit ſeinem Schickſal, als ihm plötzlich etwas ganz Unerwartetes begegnete.

Eines ſchönen Morgens ging die Barynja mit den Geſellſchafterinnen in ihrem Salon auf und ab. Sie war an dieſem Tage in glücklicher Gemüthsſtimmung, lachte und ſcherzte, und ihre unterwürfigen Begleiterinnen lachten ebenfalls, aber nicht ohne Furcht. Sie ſahen ihre launenhafte Gebieterin nicht gern in dieſem Zuſtande von Fröhlichkeit; denn wenn ſie ein ſo guter Humor überkam, ſo wollte ſie, daß Jeder,

der um ſie war, lachenden Geſichts und heiteren Geiſtes ſei. Dann waren dieſe Anfälle von Frohſinn niemals von langer Dauer, ſondern ſie verwandelten ſich bald wieder in tiefe Traurigkeit. Allein in dieſem Augenblick lachte, wie ſchon geſagt, Alles. Morgens hatte ſie ihrer Gewohnheit gemäß die Karten gelegt und gleich' auf den erſten Schlag in ihrem Spiel vier Buben gezogen; vortreffliche Wahrſager. Ihr Thee war ihr darnach ſehr ſchmackhaft erſchienen, ſo ſchmackhaft, daß ſie die Magd, welche ihn bereitet, durch ein mündliches Lob und zehn Kopeken Silber belohnte.

So erging ſie ſich auf's heiterſte in ihrem Salon, ein Lächeln des Glücks auf ihren welken Lippen. Sie näherte ſich dem Fenſter, welches nach einem kleinen Garten hinging, in welchem Mumu, unter einem Roſenbuſch liegend, zierlich einen Knochen zernagte. Die Barynja bemerkte ſie und rief:

„Wem gehört dieſer Hund?"

Die Geſellſchafterin, an welche ſie ſich gewendet, war verlegen, wie ein Untergebener, der ſeinen Vorgeſetzten nicht recht verſteht.

„Ich weiß nicht," murmelte sie, . . . „ich glaube, daß er dem Taubstummen gehört."

„Aber wahrhaftig," begann von Neuem die Barynja, „das ist ja ein reizendes Thierchen! . . . Lassen Sie es mir hereinbringen! Besitzt er es denn schon lange? Wie kommt es, daß ich es noch gar nicht bemerkt habe? Ich will es sehen!"

Die Gesellschafterin schoß in das Vorzimmer.

„Stephan," sagte sie zu einem Lakaien, „Stephan, bring schnell Mumu her, sie ist im Garten."

„Ah, man nennt ihn „Mumu,"" sagte die alte Wittwe. „Das ist ein hübscher Name."

„Ja sehr hübsch," erwiderte die gefällige Gesellschaftsdame, „Stephan, schnell, schnell!"

Stephan eilte in den Garten und griff nach Mumu; indeß die behende Hündin entwischte ihm und flüchtete zu ihrem Herrn, welcher im Augenblick damit beschäftigt war, seine Tonne auszuleeren, welche er umdrehte, als wäre es eine Kindertrommel. Stephan folgte der Hündin und versuchte von Neuem, sie zu fassen, aber wieder entglitt sie seinen Händen.

Garassim sah lächelnd dem Manöver zu; der Lakai, seiner vergeblichen Bemühungen überdrüssig, machte

ihm durch Zeichen begreiflich, daß seine Herrin das behende Thier zu sehen wünsche.

Dieses Begehren schien Garassim zu beunruhigen. Indeß er konnte nichts dagegen einwenden. Er nahm Mumu und übergab sie Stephan, welcher sich beeilte, sie auf den Fußboden des Salons niederzusetzen. Die Barynja lockte sie mit einschmeichelnder Stimme zu sich; aber das arme Thier, welches niemals den Fuß in so schimmernde Gemächer gesetzt hatte, fühlte sich abgeschreckt und versuchte davon zu schleichen. Durch den unterwürfigen Stephan zurückgestoßen, taumelte es zitternd gegen die Wand.

„Mumu, Mumu, komm doch her zu mir, komm zur Barynja," sagte die Gnädige; „komm, dummes Thierchen, fürchte dich nicht."

„Geh doch, Mumu, geh zur Barynja," wiederholten die Gesellschaftsdamen.

Aber Mumu schaute bekümmert um sich und rührte sich nicht vom Flecke.

„Holt ihr etwas zu essen," sagte die Gebieterin. — „Was für ein dummes Thierchen! Will nicht zu mir kommen. Was es nur fürchtet?"

„Es ist noch nicht gewöhnt," bemerkte eine der

Geſellſchafterinnen mit ängſtlicher und gerührter Stimme.

Stephan brachte ein Schälchen Milch und ſtellte es vor Mumu hin; Mumu aber beroch nicht einmal die Milch, und fuhr fort zu zittern und ängſtlich umherzublicken.

„Ach, was Du nur haſt!“ ſagte die Barynja, näherte ſich ihr und bückte ſich, um ſie zu ſtreicheln; Mumu wandte ihr den Kopf mit einer krampfhaften Bewegung zu und knirſchte mit den Zähnen. Die Barynja zog ſchnell ihre Hand zurück.

Ein kurzes Schweigen trat ein. Mumu winſelte leiſe, als wollte ſie klagen und ſich entſchuldigen. Die Barynja trat mit finſterer Miene zurück. Die plötzliche Bewegung des Hundes hatte ſie erſchreckt.

„Ach! ach!“ riefen alle Geſellſchafterinnen zugleich: „Sie ſind doch nicht gebiſſen worden? (Mumu hatte in ihrem Leben noch Niemand gebiſſen.) — „Um Gotteswillen.“ . . . .

„Schafft ihn fort, den abſcheulichen Hund!“ ſagte die Alte mit verändertem Tone. „Was das für ein bösartiges Thier iſt!“ Und ſich langſam umwendend, ſchritt ſie ihrem Kabinet zu. Die Geſellſchafterinnen

wechſelten ängſtliche Blicke mit einander und wollten ihr nach; ſie aber blieb ſtehen, ſah ſie kalt an, mit den Worten: „Wohin? Ich habe ja keine von Ihnen gerufen," und zog ſich zurück.

Die Geſellſchafterinnen, außer ſich, winkten Stephan mit den Händen; dieſer ergriff Mumu und warf ſie hinter die Thür, Garaſſim gerade vor die Füße. Eine halbe Stunde ſpäter herrſchte ſchon tiefe Stille im Hauſe, und die alte Dame ſaß auf ihrem Divan, finſterer als eine Gewitterwolke.

Es iſt unglaublich wie oft Kleinigkeiten den Menſchen ſo tief verſtimmen können.

Bis zum Abend war die Herrin übler Laune, ſprach mit Niemandem, rührte keine Karte an und brachte die Nacht ſchlecht zu. Es kam ihr vor, als habe man ihr nicht dasſelbe kölniſche Waſſer gegeben, wie ſonſt, als rieche ihr Kopfkiſſen nach Seife, und die Wirthſchafterin mußte ihre Naſe in die ganze Wäſche ſtecken; mit einem Wort, ſie war aufgeregt und ärgerte ſich ſehr. Am folgenden Morgen ließ ſie Gawrilo eine Stunde früher als gewöhnlich rufen.

„Bitte, ſag mir," hub ſie an, als dieſer leiſe allerlei in ſich hineinbrummend kaum die Schwelle ihres

Kabinets überſchritten hatte: „was iſt das für ein Hund, der die ganze Nacht bei uns auf dem Hof gebellt hat? Er hat mich nicht ſchlafen laſſen!“

„Was für ein Hund? Vielleicht des Taubſtummen Hund,“ ſagte er mit nicht ganz ſicherer Stimme.

„Ich weiß nicht, ob er dem Taubſtummen oder ſonſt Jemand gehört, aber er hat mich nicht ſchlafen laſſen. Ich begreife auch gar nicht, wozu dieſe Maſſe von Hunden? Das möcht' ich gerne wiſſen? Wir haben ja einen Hofhund?“

„Freilich haben wir einen, den Woltſchok.“

„Nun, was brauchen wir mehr? Wozu denn noch ein Hund? Es kommt Alles in Unordnung. Es gibt keinen Vorgeſetzten im Hauſe, das iſt's. Und wozu braucht der Taubſtumme einen Hund? Wer hat ihm erlaubt, auf meinem Hof Hunde zu halten? Wie ich geſtern an's Fenſter trete, liegt das Thier da im Gärtchen, hat was Ekelhaftes herbeigeſchleppt, nagt daran — und ich habe dort Roſen pflanzen laſſen.“

Die Barynja ſchwieg einen Augenblick.

„Daß mir der Hund noch heute aus dem Hauſe kommt! hörſt Du?“

„Zu Befehl.“

„Noch heute. Und jetzt geh'! Zum Tagsbericht werd' ich dich später rufen laſſen.“

Gawrilo ging.

Den Salon durchſchreitend ſtellte der Haushofmeiſter, der Ordnung wegen, die Schelle von einem Tiſch auf den andern, putzte im Speiſeſaal geräuſchlos ſeinen Entenſchnabel und trat in das Vorzimmer. Hier ſchlief auf einer Kaſtenbank Stephan, in der Lage eines erſchlagenen Kriegers auf einem Schlachtbilde, die nackten Füße wie krampfhaft unter dem Oberrocke hervorgeſtreckt, der ihm als Decke diente. Der Haushofmeiſter ſchüttelte ihn wach und ertheilte ihm halblaut einen Befehl, worauf Stephan in Lauten antwortete, die halb wie ein Gähnen, halb wie ein Lachen klangen. Der Haushofmeiſter entfernte ſich, Stephan aber ſprang auf, zog Rock und Stiefeln an, ging hinaus und blieb auf der Freitreppe ſtehen. Kaum fünf Minuten waren vergangen, als Garaſſim mit einem gewaltigen Holzbündel auf dem Rücken und in Begleitung der von ihm unzertrennlichen Mumu erſchien. (Die Barynja ließ ihr Schlafzimmer und Kabinet ſogar im Sommer etwas heizen.)

Garaſſim wandte die eine Seite der Thüre zu, ſtieß ſie mit der Schulter auf und ſtürzte mit ſeiner Laſt in's Haus, während Mumu, ihrer Gewohnheit gemäß, draußen auf ihn wartete. Stephan benützte den günſtigen Augenblick, warf ſich plötzlich auf ſie, wie der Habicht auf ein Hühnchen, drückte ſie mit der Bruſt zur Erde, packte die Beute mit beiden Händen, lief mit ihr hinaus, ohne ſeine Mütze aufgeſetzt zu haben, beſtieg die erſte vorüberfahrende Droſchke und fuhr eilig auf den Trödelmarkt. Dort fand er bald einen Käufer, dem er die Hündin für einen halben Silberrubel überließ — unter der Bedingung, daß ſie wenigſtens acht Tage angebunden bliebe. Darauf kehrte er augenblicklich zurück, verließ aber die Droſchke, ehe er das Haus erreichte, umging den Hof und ſprang aus einem Hintergäßchen über die Planke; den vorderen Eingang für Fußgänger vermied er aus Furcht, Garaſſim zu begegnen. Seine Furcht war übrigens ganz unnütz: Garaſſim war ſchon nicht mehr auf dem Hofe. Aus dem Hauſe tretend vermißte er Mumu ſogleich; er konnte ſich nicht erinnern, daß ſie je ſeine Rückkehr nicht abgewartet hätte, lief überall herum, um ſie zu

ſuchen, rief ſie auf ſeine Weiſe, eilte in ſein Kämmerchen, auf den Heuboden, ſprang hinaus auf die Straße — hierhin, dorthin .... Umſonſt! ... Mumu war verloren. Er wandte ſich an das Hausgeſinde, erkundigte ſich durch wahrhaft verzweifelte Zeichen nach ſeinem Hündchen, hielt die Hand eine halbe Elle von der Erde und zeichnete die Umriſſe in die Luft .... Einige wußten wirklich nicht, was aus Mumu geworden und ſchüttelten den Kopf, Andere wußten es und lächelten ſtatt aller Antwort; der Haushofmeiſter aber nahm eine äußerſt würdevolle Miene an und fing an die Kutſcher zu ſchelten. Da lief Garaſſim zum Thor hinaus ....

Es dämmerte ſchon, als er zurückkam. Nach ſeinem erſchöpften Ausſehen, dem unſicheren Gang, der beſtaubten Kleidung zu urtheilen, konnte er halb Moskau durchlaufen ſein. Vor den herrſchaftlichen Fenſtern blieb er ſtehen, warf einen Blick auf die Freitreppe, wo ſieben Leute beiſammen ſtanden, wandte ſich ab und brüllte noch ein Mal: „Mumu!“ — Mumu antwortete nicht. Er ging. Die Leute ſahen ihm nach, aber Niemand lächelte, Niemand ſagte ein Wort ... Der neugierige Vorreiter Antipka erzählte

am folgenden Morgen in der Küche, der Taubſtumme habe die ganze Nacht hindurch geſtöhnt.

Den ganzen nächſten Tag ließ Garaſſim ſich nicht ſehen, ſo daß ſtatt ſeiner der Kutſcher Potap nach Waſſer fahren mußte, womit der Kutſcher Potap höchſt unzufrieden war. Die Barynja fragte Gawrilo, ob ihr Befehl vollführt ſei. Gawrilo entgegnete, er ſei vollführt. Am andern Morgen verließ Garaſſim ſein Stübchen und machte ſich an die Arbeit. Er ſtellte ſich zum Mittageſſen ein, aß und ging, ohne Jemand zu grüßen. Seine Züge, ohnehin ſchon ohne Leben, wie bei allen Taubſtummen, ſahen aus wie verſteinert. Nach dem Eſſen ging er wieder von Hauſe fort, blieb aber nicht lange aus und ſtieg dann auf den Heuboden. Eine klare, mondhelle Nacht brach herein. Schwer ſeufzend und ſich unaufhörlich hin- und herwerfend lag Garaſſim da. Plötzlich war es ihm, als zupfe ihn Jemand am Rock; ſein ganzer Körper erbebte, doch erhob er den Kopf nicht und kniff ſogar die Augen zu. Aber es zupfte ihn wieder, ſtärker als das erſte Mal; er ſprang auf — vor ihm ſprang Mumu herum mit einem abgeriſſenen Strick am Halſe. Ein lang gedehnter Freudenſchrei entrang

ſich ſeiner ſtimmloſen Bruſt; er ergriff Mumu, drückte ſie in ſeine Arme; mit Blitzesſchnelle beleckte ſie ihm Naſe, Augen und Bart. Eine Weile ſtand er ſinnend da, kletterte dann vorſichtig von dem Heuboden herunter, ſpähete um ſich und kam glücklich in ſein Stübchen, nachdem er ſich überzeugt, daß Niemand ihn ſehen konnte. Garaſſim hatte wohl gemerkt, daß die Hündin nicht durch eigenes Verirren, ſondern auf Befehl der Gebieterin fortgekommen war; das Geſinde hatte ihm durch Zeichen zu verſtehen gegeben, wie unfreundlich ſeine Mumu gegen ſie geweſen, und er beſchloß danach ſeine Maßregeln zu nehmen. Zuerſt gab er Mumu ein Brödchen, ſtreichelte ſie, machte ihr Lager zurecht, und fing dann zu grübeln an und grübelte die ganze lange Nacht, wie er ſie am beſten verbergen könnte. Die Oeffnung in der Thür verſtopfte er mit ſeinem alten Kittel und war mit Tagesanbruch ſchon auf dem Hof, als ſei nichts vorgefallen; ſogar den kummervollen Ausdruck ſeines Geſichtes behielt er bei. Unſchuldige Liſt! — Dem armen Taubſtummen konnte es nicht in den Sinn kommen, daß Mumu ſich durch ihr Winſeln verrathen würde. In der That wußte bald Jeder im Hauſe, des Stum-

men Hund ſei wieder da und ſitze eingeſperrt in ſeinem Stübchen, aber aus Mitleid mit dem Menſchen und dem Thiere, theilweiſe vielleicht auch aus Furcht vor dem Manne, ließ man ihn nicht merken, daß ſein Geheimniß entdeckt ſei. Der Haushofmeiſter allein kraute ſich hinter den Ohren, ließ aber die Sache gehen. „Nun, in Gottes Namen, vielleicht erfährt die Barynja nichts davon.“ Dafür war aber auch der Taubſtumme nie ſo fleißig, als an jenem Tage: er putzte und kratzte den ganzen Hof, ließ kein Grashälmchen ſtehen, riß alle Pfähle aus dem Zaun des Gärtchens, um ſich von ihrer Feſtigkeit zu überzeugen und ſchlug ſie eigenhändig wieder ein — kurz, er war ſo eifrig und geſchäftig, daß es ſogar der Herrin auffiel. Im Laufe des Tages ſchlich ſich Garaſſim ein paar Mal zu ſeiner Gefangenen; mit Anbruch der Nacht aber legte er ſich zu ihr in ſein Stübchen, nicht auf den Heuboden, und erſt eine Stunde nach Mitternacht führte er ſie hinaus in die friſche Luft. Nach einem ziemlich langen Spaziergange auf dem Hofe ſchickte er ſich eben zur Rückkehr an, als hinter der Planke, nach dem Quergäßchen zu, ſich ein Geräuſch hören ließ. Mumu ſpitzte die Ohren, knurrte,

näherte ſich der Planke, ſchnupperte und brach in ein helles durchdringendes Bellen aus. Ein Betrunkener war auf den Gedanken gekommen, ſich dort für die Nacht einzuniſten.

Zu derſelben Zeit war die Barynja eben erſt nach einer anhaltenden „nervöſen Aufregung“ eingeſchlummert; dieſe Aufregungen ſtellten ſich bei ihr immer nach einem allzu reichlichen Abendeſſen ein. Das plötzliche Bellen weckte ſie aus dem Schlafe; ſie bekam Herzklopfen und der Athem ging ihr aus. „Mädchen! Mädchen!“ ſtöhnte ſie; „Mädchen!“ Die erſchrockenen Mädchen ſtürzten zu ihr in das Schlafzimmer. „Ach, ach! ich ſterbe!“ ſtammelte ſie, indem ſie ſchwermüthig mit den Händen herumfuhr. — „Schon wieder dieſer Hund . . . . dieſer Hund! Schickt zum Arzt! man will mich umbringen . . . . Dieſer Hund, und immer dieſer Hund! Ach!“ — Und ſie warf den Kopf zurück, was eine Ohnmacht bedeuten ſollte. Man eilte nach dem Doktor, das heißt nach dem Hausarzt Chariton. Dieſer Arzt, deſſen ganze Kunſt darin beſtand, daß er Stiefel mit weichen Sohlen trug, ſehr zart den Puls zu befühlen wußte, von vierundzwanzig Stunden vierzehn

verſchlief und die übrige Zeit immer ſeufzte und der Barynja fortwährend Kirſchlorbeertropfen eingab — dieſer Arzt erſchien augenblicklich, räucherte mit gebrannten Federn, und als die Herrin die Augen aufſchlug, reichte er ihr auf einem ſilbernen Teller ein Gläschen mit den bewährten Tropfen. Sie nahm davon ein, fing aber gleich wieder mit weinerlicher Stimme an zu klagen — über den Hund, über Gawrilo, über ihr Schickſal, daß ſie, die arme alte Frau von aller Welt verlaſſen ſei, Niemand Mitleid mit ihr habe, Jeder ihren Tod wolle. Unterdeß fuhr die unglückliche Mumu fort zu bellen, und Garaſſim ſuchte vergebens ſie von der Planke wegzulocken. „Da . . . da . . . ſchon wieder" . . . ſtammelte ſie und verdrehte von neuem die Augen. Der Arzt flüſterte einem Mädchen etwas zu, dieſes ſtürzte in's Vorzimmer und rüttelte Stephan wach; der lief hinaus, um Gawrilo zu wecken, und Gawrilo brachte in der erſten Hitze das ganze Haus auf die Beine.

Garaſſim wandte ſich um und ſah die an den Fenſtern vorüberhuſchenden Lichter und Schatten; ſein Herz ahnte Unglück, er nahm Mumu unter den Arm, lief in ſein Stübchen und ſchloß ſich ein. Einige

Augenblicke ſpäter rüttelten fünf Leute an ſeiner Thür, ließen aber davon ab, als ſie den Widerſtand des Riegels ſpürten. Gawrilo rannte über Hals und Kopf herbei, befahl Allen bis zum Morgen da zu bleiben und zu wachen, und eilte dann ſelbſt in das Mägdezimmer, um durch die älteſte Geſellſchafterin Lubow Lubimowna, mit welcher er gemeinſchaftlich Thee, Zucker und ſonſtige Lebensmittel ſtahl und verrechnete, der Herrin melden zu laſſen: der Hund ſei unglücklicher Weiſe, der Himmel wiſſe von wo, wieder gekommen, morgen aber ſolle er nicht mehr am Leben ſein; die Herrin möchte die Gnade haben, den Aerger fahren zu laſſen, und ſich zu beruhigen. Die Herrin wäre aber wahrſcheinlich nicht ſo bald zur Ruhe gekommen, hätte der Arzt ihr nicht in der Eile, ſtatt zwölf, ganze vierzig Tropfen eingegeben; der Kirſchlorbeer bewährte ſeine Kraft — in einer Viertelſtunde ſchlief ſie tief und friedlich ein. Garaſſim aber lag bleich auf ſeinem Lager und drückte Mumu feſt die Schnauze zu.

Am folgenden Morgen erwachte die Barynja ziemlich ſpät. Gawrilo wartete ihr Erwachen ab, ehe er den Befehl zu einem entſcheidenden Angriff auf Ga-

raſſim's Zufluchtsort gab; für ſich ſelbſt bereitete er ſich auf ein heftiges Gewitter vor. Aber das Gewitter blieb aus. Im Bette liegend ließ die gnädige Frau ihre älteſte Geſellſchafterin zu ſich rufen.

„Lubow Lubimowna," begann ſie mit leiſer und ſchwacher Stimme — ſie nahm bisweilen gern die Miene einer verfolgten und verwaiſten Dulderin an, wobei denn natürlich allen Leuten im Hauſe unheimlich zu Muthe wurde — „Lubow Lubimowna, Sie ſehen meine Lage; gehen Sie zu Gawrilo Andréitſch, mein Herzchen, und ſprechen Sie mit ihm; ſollte wirklich ein elender Hund ihm theurer ſein als die Ruhe, ja als das Leben ſeiner Gebieterin? Es wäre mir unlieb, das zu glauben, fügte ſie mit einem Ausdruck tiefen Gefühls hinzu; gehen Sie, mein Herzchen, ſein Sie ſo gut, gehen Sie zu Gawrilo."

Lubow Lubimowna eilte in Gawrilo's Zimmer. Wovon ſie mit einander geſprochen, iſt unbekannt; aber kurze Zeit darauf bewegte ſich ein ganzer Haufen Leute über den Hof, in der Richtung nach Garaſſim's Stübchen. Voraus ſchritt Gawrilo, die Hand an der Mütze haltend, obgleich es nicht windig war; neben ihm gingen Diener und Köche; Onkel Chwoſt

ſah aus dem Fenſter und leitete das Ganze, d. h. er machte verſchiedene Bewegungen mit den Händen; hinter allen her ſprangen und lärmten Buben, von denen die Hälfte fremd herzugelaufen war. Auf der ſchmalen Treppe, die zu dem Stübchen führte, ſaß ein Wächter; an der Thür ſtanden zwei andere mit Stöcken. Man ſtieg die Treppe hinauf und nahm die ganze Länge derſelben ein. Gawrilo trat an die Thür, pochte mit der Fauſt daran und rief:

„Oeffne!“

Ein erſticktes Bellen ließ ſich hören; aber es erfolgte keine Antwort.

„Hörſt Du, Du ſollſt öffnen!“ wiederholte er.

„Aber, Gawrilo Andréitſch,“ bemerkte von unten Stephan, „er iſt ja taub, er hört nicht.“

Alle lachten.

„Was iſt da zu thun?“ entgegnete von oben Gawrilo.

„Er hat da ein Loch in der Thüre,“ rief Stephan. — „Bohrt mit dem Stocke darin herum.“

Gawrilo bückte ſich.

„Er hat es mit einem Kittel verſtopft, das Loch.“

„Nun, ſo ſtoßt den Kittel hinein.“

Wieder ertönte ein dumpfes Bellen.

„Hört, hört, ſie verräth ſich ſelbſt,“ bemerkten Einige in der Menge und ein neues Gelächter erhob ſich.

Gawrilo kraute ſich hinter dem Ohr.

„Nein, Bruder“ ſagte er endlich; „ſtoße du ſelbſt den Kittel hinein, wenn du willſt.“

„Ei gewiß! Recht gern.“

Und Stephan kletterte hinauf, ergriff einen Stock, ſtieß dieſen nach innen und ſtach in der Oeffnung herum mit dem Rufe:

„Komm heraus! komm heraus!“ Er bohrte noch mit dem Stock, als die Thüre des Stübchens plötzlich aufſprang. Der ganze Troß ſtob ſogleich über Hals und Kopf die Treppe hinunter, Gawrilo Allen voran. Onkel Chweſt machte ſein Fenſter zu.

Na, na, na, na, ſchrie Gawrilo unten im Hof; warte nur! Ich will dich . . . .

Garaſſim ſtand regungslos auf der Schwelle. Das Geſinde verſammelte ſich unten an der Treppe. Garaſſim ſah von oben auf all dieſe kleinen Leutchen in Röcken herab, und ſtemmte die Hände leicht in die Seiten; in ſeinem rothen Bauernhemde erſchien er

wie ein Rieſe ihnen gegenüber. Gawrilo that einen Schritt vorwärts.

„Hör, Bruder," ſagte er, unterſteh Dich nicht" ....

Und er fing an, ihm durch Zeichen verſtändlich zu machen, daß die Herrin unwiderruflich ihm ſeinen Hund abverlange: auf der Stelle ſollſt Du ihn herausgeben, ſonſt geht es Dir ſchlecht.

Garaſſim ſah ihn an, zeigte auf den Hund, machte an ſeinem eigenen Halſe das Zeichen des Anziehens einer Schlinge, und ſah dem Haushofmeiſter mit forſchender Miene in's Geſicht.

„Ja wohl," antwortete dieſer, mit dem Kopfe nickend: „ja, unbedingt."

Garaſſim ſchlug die Augen nieder, dann plötzlich raffte er ſich auf, zeigte wieder auf Mumu, welche die ganze Zeit unſchuldig mit dem Schwanze wedelnd und neugierig die Ohren hin und her bewegend, neben ihm geſtanden, wiederholte das Zeichen des Erdroſſelns an ſeinem eigenen Halſe, und ſchlug ſich bedeutungsvoll an die Bruſt, als wollte er betheuern, daß er es ſelbſt übernehme, Mumu aus der Welt zu ſchaffen.

„Aber du wirſt mich hintergehen," ſagten als Antwort Gawrilo's Winke und Mienen.

Garaſſim blickte ihn an, lächelte verächtlich, ſchlug ſich noch ein Mal auf die Bruſt und warf die Thür zu.

Die Leute ſahen einander ſchweigend an.

„Was ſoll das bedeuten?“ begann Gawrilo. „Er hat ſich eingeſchloſſen?“

„Laßt ihn, Gawrilo Andréitſch,“ entgegnete Stephan: „was der verſprochen hat, geſchieht gewiß. Er iſt einmal ſo — was er verſpricht, iſt ſicher. Darin iſt er nicht wie unſer einer. Was wahr iſt, bleibt wahr. So iſt's.

„Ja wohl, wiederholten Alle und ſchüttelten die Köpfe. So iſt es. Ja!“

Onkel Chwoſt öffnete ſein Fenſter und ſagte auch: „Ja!“

„Nun, meinethalben, wir wollen ſehen,“ erwiderte Gawrilo; „aber die Wache darf nicht fort. Heda, Jeroſchka!“ fügte er hinzu und wandte ſich an einen bleichen Burſchen in einer gelben Nankinjacke, der für den Gärtner galt: „Du haſt nichts zu thun. Nimm einen Stock und ſitze hier — und ſowie etwas vorfällt, eilſt Du gleich zu mir!“

Jeroſchka nahm einen Stock und ſetzte ſich auf die unterſte Stufe der Treppe. Die Menge verlief

ſich, einige Neugierige und die Buben ausgenommen, Gawrilo aber ging in ſeine Wohnung und ließ durch Lubow Lubimowna der Gebieterin berichten, alles ſei vollſtreckt; ſeinerſeits ſchickte er für alle Fälle den Vorreiter zu dem Gerichtsboten. Die Barynja ſchlang einen Knoten in ihr Taſchentuch, goß darauf kölniſches Waſſer, roch daran, rieb ſich die Schläfe, nahm ihren Thee zu ſich und ſchlief, noch unter dem Einfluß der Kirſchlorbeertropfen, wieder ein.

Eine Stunde nach all dieſem Tumult öffnete ſich die Thür des Stübchens und Garaſſim erſchien. Er trug ſeinen Sonntagsrock und führte Mumu an einer Schnur. Jeroſchka machte ihm Platz und ließ ihn vorbei. Garaſſim ging dem Hofthore zu. Die Buben und Alle, die auf dem Hofe waren, folgten ihm ſchweigend mit den Blicken. Er wandte ſich nicht einmal um, und erſt auf der Straße ſetzte er ſeine Mütze auf. Gawrilo ſchickte ihm den mehrerwähnten Jeroſchka als Beobachter nach. Jeroſchka ſah von Weitem, daß er mit dem Hunde in ein Wirthshaus trat, und wartete bis er wieder herauskam.

In dem Wirthshaus kannte man Garaſſim und verſtand ſeine Zeichen. Er verlangte eine Kohlſuppe

mit Fleisch und setzte sich, die Arme auf den Tisch gestützt. Mumu stand neben seinem Stuhl und sah ihn ruhig mit ihren klugen Aeuglein an. Ihr Fell glänzte nur so; man sah, daß sie vor Kurzem gekämmt worden war. Garassim's Suppe wurde gebracht. Er bröckelte Brod hinein, schnitt das Fleisch in kleine Stücke, und stellte den Teller auf den Fußboden. Mumu machte sich an die Mahlzeit mit gewohnter Zierlichkeit: die feine Schnauze berührte das Essen kaum. Garassim sah ihr lange zu; zwei schwere Thränen entrollten plötzlich seinen Augen: die eine fiel auf die ebene Stirn des Hündchens, die andere in die Suppe. Er bedeckte sein Gesicht mit der Hand. Mumu leerte den Teller zur Hälfte und entfernte sich dann, indem sie sich beleckte. Garassim stand auf, bezahlte die Suppe und ging hinaus, während der Kellner, der nicht recht wußte, was er von alledem denken sollte, ihm nachblickte. Als Jeroschka Garassim sah, sprang er hinter eine Ecke, ließ ihn vorüber, und folgte ihm dann wieder.

Garassim ging, ohne sich zu beeilen und ließ Mumu nicht von der Leine. An einer Straßenecke blieb er wie unschlüssig stehen, und schlug dann den Weg

nach der ſogenannten Krimmſchen Furth ein. Unterwegs betrat er den Hof eines Hauſes, an welches ein Flügel angebaut wurde, und trug von da zwei Backſteine unter dem Arm heraus. Von der Krimmſchen Furth wandte er ſich nach dem Ufer des Fluſſes, kam an einen Ort, wo an Pflöcke gebunden, zwei Boote mit ihren Rudern ſtanden — er hatte ſie ſchon früher bemerkt — und ſprang mit Mumu in eins derſelben. Ein hinkender Greis kam aus einer in der Ecke eines Gemüſegartens ſtehenden Hütte und ſchrie hinter ihm her. Garaſſim aber nickte nur mit dem Kopfe und ruderte mit ſolcher Kraft, daß er, obgleich es gegen die Strömung ging, in einem Augenblick ſchon mehrere hundert Schritt entfernt war. Der Greis ſtand eine Weile da, rieb ſich den Rücken erſt mit der linken, dann mit der rechten Hand, und hinkte in ſeine Hütte zurück.

Garaſſim aber ruderte fort und fort. Schon lag Moskau hinter ihm. Schon zogen ſich, die Ufer entlang, Wieſen, Gärten, Ackerfelder, Gehölze hin; es zeigten ſich Bauerhäuſer. Landluft wehte ihn an. Er warf die Ruder bei Seite, ſenkte den Kopf zu Mumu hinab, die auf einem trockenen Querbrettchen

vor ihm saß — der Boden stand unter Wasser — und blieb regungslos, die mächtigen Hände auf dem Rücken des Thieres gekreuzt, während die Strömung das Boot langsam zur Stadt zurücktrug. Endlich richtete Gerassim sich auf, schlang mit krankhafter Eile, den Ausdruck tiefen Schmerzes im Gesicht, die Schnur um die mitgebrachten Steine, machte eine Schlinge hinein, warf sie Mumu um den Hals, erhob diese über das Wasser und blickte sie zum letzten Mal an. — Furchtlos und vertrauend sah sie zu ihm auf und wedelte leise. Er wandte sich ab, schloß die Augen und ließ sie los .... Gerassim hörte nichts, weder das jähe Winseln der fallenden Mumu, noch das schwere Aufschlagen des Wassers; für ihn war der geräuschvollste Tag laut und klanglos, wie es für uns auch nicht die stillste Nacht ist, und als er die Augen wieder öffnete, eilten wie zuvor, einander gleichsam jagend, kleine Wellen über den Fluß und umplätscherten wie zuvor beide Seiten des Bootes; nur fern hinten zogen weitgeschwungene Kreise noch demUfer zu.

Kaum hatte Jeroschka Gerassim aus den Augen verloren, als er nach Hause zurückkehrte und Bericht erstattete über Alles, was er gesehen.

„Nun ja," bemerkte Stephan: „er ertränkt ſie. Auf den kann man ſich verlaſſen, wenn er etwas verſpricht." . . .

Niemand ſah Garaſſim im Laufe des Tages. Er kam zum Mittagstiſch nicht nach Hauſe. Der Abend brach ein; alle waren zum Abendeſſen verſammelt, nur er fehlte.

„Ein wunderlicher Kerl, dieſer Garaſſim!" kreiſchte die dicke Wäſcherin: „wie kann man mit einem Hunde ſo viel Weſens machen — Wahrhaftig!"

„Garaſſim iſt ja hier geweſen," rief plötzlich Stephan, indem er ſich einen Löffel Grütze ſchöpfte.

„Wie? Wann?"

„Vor ein paar Stunden. Gewiß. Ich begegnete ihm an der Pforte; er ging wieder fort, zum Hof hinaus. Ich hatte Luſt, ihn des Hundes wegen zu befragen, aber er ſchien übler Laune zu ſein. Er ſtieß mich von ſich; wollte mich wohl nur loswerden — verſetzte mir aber einen ſo ungewöhnlichen Puff in's Rückgrat, daß mir noch graust, wahrhaftig!" Und unwillkürlich lächelnd krümmte ſich Stephan zuſammen und rieb ſich den Rücken. „Ja," fügte er hinzu, „eine geſegnete Fauſt hat er, da iſt nichts zu ſagen.

Alle lachten über Stephan und legten ſich nach dem Eſſen ſchlafen.

Zu derſelben Zeit aber ſchritt eilig und raſtlos auf der Landſtraße nach T... ein Rieſe mit einem Bündel auf den Schultern und einem langen Stock in der Hand. Es war Garaſſim. Er eilte, ohne umzublicken, eilte nach Hauſe, nach ſeinem heimatlichen Dorfe. Nachdem er die arme Mumu ertränkt, war er in ſein Stübchen gelaufen, hatte ſchnell einige Habſeligkeiten in eine alte Decke gepackt, dieſe als Bündel zuſammengerollt, dasſelbe auf die Schultern geworfen, und ſich aus dem Staube gemacht. Den Weg hatte er ſich ſchon damals genau gemerkt, als man ihn nach Moskau brachte; das Dorf, woher die Barynja ihn genommen, lag nicht über fünfundzwanzig Werſt ſeitwärts von der Landſtraße. Er ſchritt mit einer gewiſſen unerſchütterlichen Kühnheit, mit einer verzweifelten und zugleich freudigen Entſchloſſenheit auf derſelben fort. Er ſchritt dahin: mit erweiterter Bruſt; die Blicke ſtarrten inbrünſtig und geradaus in die Ferne. Er eilte, als harre ſeiner die alte Mutter in der Heimat, als riefe ſie ihn zu ſich nach langem Wandern in der Fremde, unter fremden Leuten . . . .

Die eben hereinbrechende Sommernacht war ſtill und warm; auf der einen Seite, da wo die Sonne untergegangen, war es noch hell am Horizont und der Himmel geröthet vom letzten Abglanz des entſchwundenen Tages — von der anderen Seite ſtieg ſchon die bläulich-graue Dunkelheit herauf. Dorther kam die Nacht. Hunderte von Wachteln ſchlugen ringsum, ein Wachtelkönig rief dem andern zu. Saraſſim konnte ſie nicht hören, auch das leiſe nächtliche Flüſtern der Bäume nicht, an denen ſeine ſtarken Füße ihn vorübertrugen; aber er ſpürte den wohlbekannten Duft des reifenden Korns, der von den dunklen Feldern herüber wehte, fühlte, wie der Wind, der ihm entgegenblies — der Wind der Heimat — ihm ſchmeichelnd über das Geſicht ſtrich und mit ſeinem Haar und Bart ſpielte; er ſah vor ſich den ſchimmernden Weg, den Weg nach Hauſe, der ſich ſchnurgerade hinzog, ſah am Himmel die unzähligen Sterne, die ſeinen Pfad beleuchteten, und wie ein Löwe ſchritt er kräftig und herzhaft weiter, ſo daß, als die aufgehende Sonne mit ihren feuchtrothen Strahlen den erſt recht in Gang gekommenen

Wanderer beleuchtete, er ſchon fünfunddreißig Werſt von Moskau entfernt war.

Nach zwei Tagen betrat er ſeine kleine Hütte wieder, zur großen Verwunderung des Soldatenweibes, das man in derſelben einquartiert hatte. Nachdem er vor den Heiligenbildern ſein Gebet verrichtet, ging er ſogleich zu dem Staroſt. Der Staroſt war erſt verwundert; aber die Heuernte ging eben an; da gab man denn Garaſſim, als einem vorzüglichen Arbeiter, eine Senſe in die Hand — und er begann zu mähen, wie vordem, ſo zu mähen, daß die Bauern ihre Köpfe ſchüttelten, wenn ſie ſahen, wie er ausholte oder den Rechen handhabte . . .

Inzwiſchen hatte man in Moskau Garaſſim den Tag nach ſeiner Flucht vermißt. Man ging auf ſein Stübchen, durchſuchte es, und berichtete die Sache Gawrilo. Dieſer kam, ſah, zuckte die Achſeln und entſchied, der Taubſtumme ſei entweder entflohen, oder habe ſich zugleich mit ſeinem dummen Hunde ertränkt. Man machte der Polizei eine Anzeige und meldete es der Herrin. Dieſe gerieth in Zorn, brach in Thränen aus, befahl ihn um jeden Preis aufzuſuchen, ver-

ſicherte, nie befohlen zu haben, daß man den Hund umbringe, und nahm endlich Gawrilo dermaßen in's Gebet, daß der Haushofmeiſter den ganzen Tag kopfſchüttelnd brummte: „Hm! hm!“ bis Onkel Chwoſt ihn in derſelben Tonart überbrummte und beruhigte. Endlich kam die Nachricht, daß Garaſſim in ſein Dorf zurückgekehrt ſei. Die Barynja beruhigte ſich einigermaßen; erſt gab ſie den Befehl, ihn ſogleich wieder nach Moskau kommen zu laſſen, dann aber erklärte ſie, einen ſo undankbaren Menſchen könne ſie gar nicht brauchen. Uebrigens ſtarb ſie ſelbſt bald darauf, und die Erben ließen nicht allein Garaſſim wo er war, ſondern verabſchiedeten auch die ganze übrige Dienerſchaft der Mutter gegen Kopfgeld.

Garaſſim lebt heute noch als Junggeſell in ſeiner einſamen Hütte; er iſt geſund und kräftig, wie zuvor, arbeitet, wie zuvor, ſo viel als vier Andere und hat ſein ernſtes, zurückhaltendes Weſen bewahrt. Die Nachbarn aber haben bemerkt, daß er ſeit ſeiner Rückkehr aus Moskau allen Umgang mit dem weiblichen Geſchlechte aufgegeben hat; er ſieht kein Frauenzimmer an und hält keinen Hund.

„Uebrigens — ſagen die Bauern — iſt es ſein Glück, daß er ohne Frau fertig werden kann; und einen Hund — wozu braucht er einen Hund? Selbſt mit Gewalt ließe ſich kein Dieb in ſeinen Hof ſchleppen!“ So ſteht der Taubſtumme in dem Rufe rieſiger Kraft.

Digitized by Google

Digitized by Google